

Vergißmeinnicht
1911

11 (1911)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

29. Jahrgang.
Nr. 11.

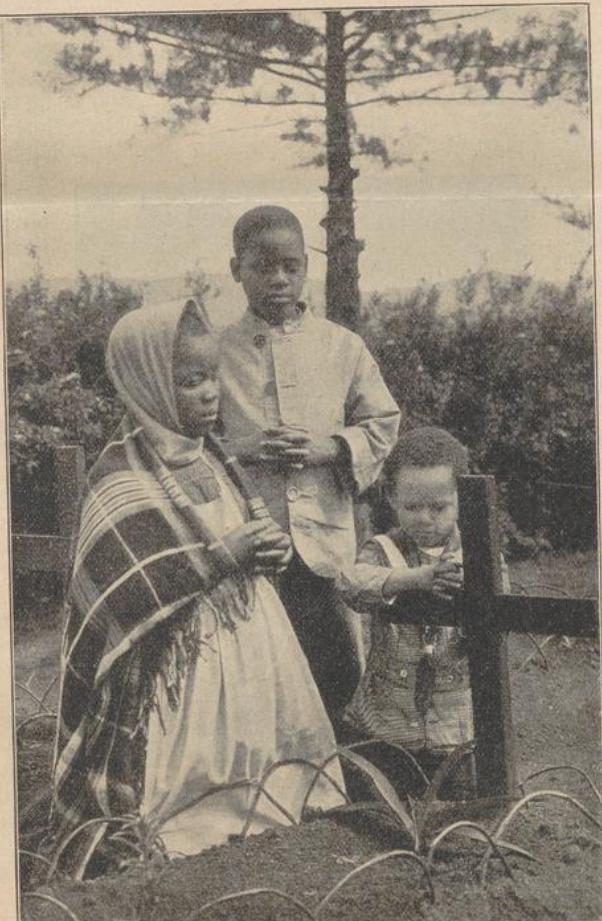
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mf. 1,50,
direkt franko zu-
gesandt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Uhrschmitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postcheck-Konto
Köln Nr. 1652.



Am Allerseelentag.

Köln a. Rh.
November 1911.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holten malen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergleichmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Wenn du noch eine Heimat hast.

Wenn du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken,
Und wandre, wandre ohne Rast,
Bis du erreicht den teuren Flecken.

Und strecken nur zwei Arme sich
In freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
Fließt eine Träne nur um dich,
Spricht dir ein ein'ger Mund den Segen;

O nirgends weint es sich so gut,
Wie weit dich deine Füße tragen,
Als da, wo still ein Herz ruht,
Das ehmals warm für dich geschlagen.

Ob du ein Bettler, du bist reich,
Ob krank dein Herz, dein Mut beklommen,
Gesunden wirst du allsogleich,
Hörst du das süße Wort: „Willkommen!“

Und ist verwelt auch jede Spur,
Zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen,
Als grünberaßt ein Hügel nur
Von allem, was du einst verlassen:

Albert Träger.

Missionsrede auf dem Katholikentage zu Mainz.

Nede des Hochw. Herrn P. Max Kassiepe
O. M. J., gehalten auf dem Katholikentage
zu Mainz über die kathol. Heiden-
mission der Gegenwart.

Groß und gewaltig ist mein Thema, wie der Auftrag selbst, den Christus der Kirche gegeben: Gehet hinaus und lehret alle Völker. Zu allen Seiten sind die Boten der Kirche diesem Auftrag entsprechend unter die Völker hinausgegangen und heute wirken in den eigentlichen Heidenmissionen 13 000 Priester, 5000 Brüder und über 19 000 Schwestern. (Beispiel.) Unsäglich muß diese Heldenchar körperlich und mehr noch geistig leiden für Christus und die unsterblichen Menschenseelen. Trotz des Schutzes europäischer Mächte sind allein im 19. Jahrhundert über 200 Missionare des Martyrtodes gestorben. O könnte ich hier vor Sie hinführen alle jene wahrhaft großen Männer und Frauen, deren opfervolles Wirken die moderne Welt oft stolz belächelt, von denen aber jeder einzelne für Kultur und Bildung vielleicht mehr bedeutet, als hundert unserer Tagesgötzen! Ein Bild stiller, erhabener Größe, ein Abglanz göttlichen Erbarmens würde hier vor Ihnen aufsteigen und besser als meine schwachen Worte würden diese abgehärmten und doch leuchtenden Büge, die abgearbeiteten oder vom Fieber ausgemergelten Gestalten zu Ihnen reden, um Sie aufzufordern, sie auf dem reisenden Erntefelde nicht allein zu lassen, wo der Arbeiter längst zu wenig sind, sie zu unterstützen durch Gebet und Almosen.

Sie würden Ihnen zufallen: Sie müssen helfen, heute mehr wie je, daß der wahre Glaube überall ver-

breitet wird. Sie können helfen, jeder nach seinen Kräften, nach Vermögen und Beruf.

Sie müssen helfen, das geht aus der Natur der göttlichen Heilsordnung hervor. Gott will, daß alle Menschen zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen und selig werden; alle sind erlöst worden durch den Kreuzestod Christi. „Und es ist in keinem anderen Heil, denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel, den Menschen gegeben, wodurch wir selig werden können.“

Gott will, wie es die Geschichte der Offenbarung beweist, nicht direkt an jeden einzelnen Menschen herantreten, um ihm das zum Heile notwendige Wissen mitzuteilen und ihm unmittelbar seine Gnadenhilfe zu spenden. Es liegt in dem Plane der Vorsehung, Menschen als Werkzeuge zur Errettung ihrer Mitmenschen zu gebrauchen. Darum hat Gott die Kirche gestiftet als eine menschliche Gesellschaft und ihr seine Wahrheit und die Verwaltung seiner Gnadenmittel für die ganze Menschheit anvertraut. Ihr hat der Heiland die Schlüssel des Himmelreiches übergeben; sie ist das Haus auf dem großen Berge, zu dem alle Völker wallen müssen.

Hat Gott es so gewollt, so muß auch allen Menschen Gelegenheit geboten werden, diese Kirche mit ihren Lehren und Gnadenmitteln kennen zu lernen. „Der Glaube kommt vom Hören“, sagt Paulus, „wie können sie aber an den glauben, von dem sie nicht gehört haben? Und wie können sie hören, ohne jemand, der ihnen predigt? Und wie kann man predigen, wenn niemand gesandt wird?“

Deshalb hat der Heiland alle Menschen an seine Kirche verwiesen, indem er seinen Aposteln und in ihnen der ganzen Kirche sagte: „Wer euch höret, der höret mich, wer euch verachtet, der verachtet mich.“ Darum



Dr. Georg Heinrich Kirchein, Bischof von Mainz.

hat er kurz vor seiner Himmelfahrt als göttliches Vermächtnis uns den Befehl gegeben: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“

Dieser letzte Wille des Heilandes, dieser sein Missionssbefehl erstreckt sich auf alle Völker und hat für alle Zeiten, so lange es Seelen zu retten gibt, streng verpflichtende Kraft. Denn das Christentum sollte nicht die Nationalreligion einzelner Völker, die einer Rasse eigentümliche Form der Gottesverehrung sein; es sollte auch nicht die nur für eine bestimmte Entwicklungstufe der Völker passende Religion verkörpern, die etwa bei fortschreitender Kultur durch eine neue Religion ersetzt werden könnte — nein, für die Völker aller Zonen, Farben und Sprachen und für alle Zeiten ist das Christentum der von Gott vorgeschriebene Weg, auf dem alle Seelen zu ihm, ihrem Ziele geführt werden sollen: Niemand kommt zum Vater, außer durch mich.

Wohl ist es richtig, daß der sichtbare Anschluß an die kirchliche Gemeinschaft nicht unerlässlich ist, daß derjenige, der aus unverschuldeten Unwissenheit ihr äußerlich fern bleibt, durch sein gutes, ernstes Verlangen nach der Wahrheit geistiger Weise zur Kirche gehört und gerettet werden kann.

Wenn man aber bedenkt, wie entschieden Christus den Gehorjam gegen die Kirche fordert; wenn man liest, mit welchem Nachdruck die hl. Väter und Kirchenlehrer den Grundsatz betonen: „Außer der Kirche gibt es kein Heil“, wenn wir endlich erwägen, wie es uns selbst, trotz des Wollbesitzes der Wahrheit und der Gnadenmittel oft schwer wird, die Versuchungen zu überwinden, so haben wir allen Grund, um die Rettung derjenigen besorgt zu sein, denen alle diese Hilfsmittel fehlen, allen Grund, aus Eifer für die Ehre Gottes, für die doch auch jene Menschen geschaffen sind, — aus mitleidiger Liebe zu den Menschen, die sonst verloren sind, unsere Kräfte und unser Vermögen einzuführen, damit sie gerettet werden. (Bravo.)

Für die Ausbreitung des Glaubens und die Rettung der Seelen zu sorgen, ist Sache der Kirche, so tröstet sich vielleicht mancher. Aber wer ist die Kirche? Etwa nur Papst, Bischöfe und Priester? Keineswegs, sondern die ganze sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen unter ihrem rechtmäßigen Oberhaupte, dem Papst und den mit ihm vereinigten Bischöfen. Sie alle tragen mit an der Missionspflicht.

Du mußt also als Katholik darnach streben, daß alle Menschen eingehen in die Kirche Christi, das heißt, du mußt das Missionswerk seiner Kirche unterstützen nach dem Maße deiner Kräfte. (Beif.)

Zu allen Zeiten hat diese Missionspflicht bestanden, aber ihre Erfüllung kann zu gewissen Zeiten, wo die Not des Heidentums größer, die Gelegenheit günstiger, die Ernte reicher ist, mehr zur Erfüllung drängen, als zu anderen Zeiten.

Gehe ich das für unsere Zeit nachweisen, möchte ich der Frage begegnen, die ich in dem Herzen mancher meiner

Zuhörer aufsteigen fühlte: es gibt so viel geistige Not im eigenen Lande, muß diese nicht zuerst gehoben werden?

Berehrte Anwesende! Ich habe persönlich nicht das Glück, zur Schar der Heidenmissionäre zu gehören, wenn ich auch Mitglied einer Genossenschaft bin, die über 800 Missionare in den verschiedenen Weltteilen zählt, wenn ich auch das Missionarskreuz im Gürtel trage und jährlich eine Anzahl der mir unterstehenden Patres und Brüder in die Länder meiner Sehnsucht senden darf: — mir selbst war es bis jetzt nicht vergönnt, unter den Heiden zu wirken. Ich bin einfacher Volks-Missionar und durchziehe als solcher mit meinen Brüdern die Städte und Dörfer unseres Vaterlandes. Daher darf ich heute wohl in gewissem Sinne als Unparteiischer und aus Erfahrung sprechen. Ja, meine Berehrten, ich habe die Not der Seelen im eigenen Lande gesehen und miterlebt in unseren großen Industriezentren, — ich habe die Not der Seelen gesehen in unseren Großstädten und ihrer Umgebung, wo Genußsucht und Vergnügungssucht einer ganz ins Irdische versunkenen Mehrheit das Häuslein der bisher treuebliebenen Katholiken immer mehr zu ergreifen drohen; ich habe viele Diasporagegenden missiuniert und kennen gelernt: das Herz blutet dem Priester, wen er überall die Not der Seelen sieht.

Und doch spreche ich das Wort aus: wir dürfen die Heidenmissionen nicht vergessen (Beif.), mehr noch wie bisher müssen wir für die Heidenmissionen sorgen!

Gewiß sollen wir an erster Stelle der hartbedrängten Glaubensgenossen im eigenen Lande gedenken und feiner möge diese herrliche Versammlung verlassen, ohne sich selbst und seinem Gott das Gelöbnis abzulegen: Ich will nicht bloß ein Mitglied und gelegentlicher Wohltäter, sondern auch ein eifriger Apostel des Bonifatiusvereins sein. (Beifall.) Aber das schließt nicht das andere Gelöbnis aus, das ich Ihrem Herzen entlocken möchte, daß jeder von Ihnen nicht bloß Mitglied eines Missionsvereins, nicht bloß gelegentlicher Förderer irgend einer Mission sei, nein, daß er ein Apostel mit glühendem Herzen für die große Mission unter den Heiden werde.

Die Sorge für die heimatlichen Bedürfnisse schließt die Heidenmission nicht aus; unsere Arbeit im eigenen Lande soll erst durch sie gesegnet und von Gott befruchtet werden. Es ist eine große Kurzichtigkeit, wenn manche für die Mission nichts tun wollen aus lauter Besorgnis, die Heimat möchte alsdann zu kurz kommen. „Solche Leute ignorieren,“ wie der Protestant Warnek sagt, „das Naturgeetz des rückwirkenden Segens, kraft dessen die Kirche zu jeder Zeit mehr von der Mission empfangen als für sie gegeben hat.“ (Bravo.) Alle Orden und Kongregationen, die sich mit Missionen beschäftigen, können bestätigen, daß in der Missionsarbeit das Geheimnis ihrer Fruchtbarkeit und ihres Fortschrittes in der Heimat liegt. Die heimatlichen Missionshäuser



Friedrich Graf Galen, Erbhä默merer,
Haus Aissen, Westfalen,

Präsident des Mainzer Katholikentages.



P. Kasslepe,
Provinzial der O. M. J.,
Bonifaziusloher Hünfeld
bei Fulda.

leisten den oft überbürdeten Pfarrgeistlichen in der Seelsorge, durch Exerzitien und Missionen unberechenbare Dienste und schon oft wurde es uns von Bischöfen, Priestern und einflichtsvollen Laien bestätigt, daß solche Missionshäuser ein Segen für die ganze Umgebung, ja für die heimatliche Diözese seien. Dort, wo in Deutschland am meisten für die Missionen geopfert wird, fließen auch die Gaben für den Bonifatiusverein und für alle kirchlichen Bedürfnisse des Inlandes am reichsten. Hier steht auch das katholische Leben in der schönsten Blüte.

Und wie muß erst der bedrohte Glaube der Heimat gewinnen an Tiefe, Stärke und Innigkeit, wenn ihm in der Bekehrung der Heidenwelt die übernatürliche Kraft des Glaubens sichtbar wird! Wie viele unserer Gebildeten sind schwach und zaghaft im religiösen Leben geworden, weil sie das Vertrauen auf die regenerierende, westerübernde Kraft des Christentums eingebüßt haben. Würden sie Verstand und Herz erweitern für die Aufgaben der Weltmission, bald würde der Kleinmut schwinden; ihr Geistesblick würde klarer, umfassender und führer, ihr Eintreten für die Sache Gottes mutiger und erfolgreicher sein. (Schluß folgt.)

Die Ansänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Als die Kapuziner-Missionäre nur noch etwa eine Meile vom Hoflager entfernt waren, kam ihnen Zingha mit einem glänzenden Gefolge entgegen, warf sich dem Pater Antonio weinend zu Füßen und sprach mit lauter Stimme: „Diener des wahren Gottes, sei mir willkommen! Ich danke dir für die Bereitwilligkeit, daß du dich hieher bemüht hast, denn ich weiß, daß du mir den Segen Gottes wiederbringst, und den Frieden und die Ruhe meines Gewissens!“

Hierauf küßte sie das Kruzifix, welches der Missionär ihr darreichte, und führte die Mönche, sowie den Bevollmächtigten des Statthalters, der mit ihnen gekommen war, in ihr Lager, wo sie in Gegenwart des versammelten Volkes nochmals feierlich verkündete, daß sie sich mit den Portugiesen ausgeöhnt habe und zum christlichen Glauben zurückgekehrt sei. Daß es ihr mit dieser Erklärung ernst war, bewies sie dadurch, daß sie in ihrer Hauptstadt Cabazzo eine der allerseligsten Jungfrau geweihte Kirche erbauen und den Götzen Dienst in ihrem ganzen Reiche verbieten ließ.

Weil die alte Sitte der Vielweiberei der Annahme des Christentums und der Uebung wahrer Tugend noch immer als größtes Hindernis im Wege stand, vermachte sie sich, um ein gutes Beispiel zu geben, mit einem ihrer angesehensten Hofbeamten; doch erhielt dieser keinerlei Anteil an der Regierung, sondern war gleichsam nur der erste ihrer Untertanen.

Die Missionäre versäumten indes keine Gelegenheit, die Königin in ihren guten Vorsätzen zu bestärken, und dem gesamten Volk fleißig Unterricht zu geben. Jeden Morgen erklärten sie auf einem freien Platze den Katechismus; alle hatten den strengsten Befehl, dabei pünktlich zu erscheinen und die Vorträge anzuhören, welche geeignete Dolmetscher aus dem Portugiesischen in die Landessprache übersetzten. Am Schlusse wurden die Leute einzeln über das Gehörte abgefragt; und mit dieser Uebung wurde so lange fortgefahrt, bis auch die Schwächsten den Gegenstand begriffen. Die Königin besuchte diese Versammlungen häufig und bemühte sich

jogar manchmal persönlich, besonders schwierige Punkte in einer den Vorstellungen ihres Volkes entsprechenden Weise zu erklären; namentlich half sie gerne den Frauen und Mädchen nach. Am Abend besuchten alle die Kirche, wo in der Landessprache Litaneien und verschiedene Lieder gesungen wurden. Am Schlusse erteilte P. Antonio den hl. Segen.

Bald jedoch wurde die Kirche zu Cabazzo zu klein, um die Menge der Bekehrten zu fassen. Die Königin ließ daher in ihrer neuen Hauptstadt, welche sie zwei Stunden von der alten entfernt am Flusse Vamba angelegt hatte, auf einer gesunden, hochgelegenen Stelle zu Ehren der Mutter des Herrn eine neue große und schöne Kirche bauen, sowie ein geräumiges Haus zur Aufnahme der Missionäre. Die Bruchsteine wurden von den Eingeborenen auf den Schultern vom nahen Berge zum Bauplatz herbeigeträgt, wobei Zingha und Bruder Ignatius, welcher den Bau leitete, mit gutem Beispiel vorangingen. Ohne die vielen Sklaven waren 17.000 Arbeiter mit dem Bau beschäftigt, sodaß die Kirche schon im nächsten Jahre vollendet war, und die Königin darin ihre erste hl. Kommunion empfangen konnte.

Um diese Zeit traf auch die Antwort auf ein Schreiben ein, das sie durch Missionäre nach Rom geschickt hatte. Sie empfing den Brief des hl. Vaters, Papst Alexander VII., der sie zur Beharrlichkeit ermahnte und ihr den apostolischen Segen erteilte, mit großer Rührung. Um ihrer Freude über die hohe Auszeichnung gebührenden Ausdruck zu geben, veranstaltete sie ein großes Fest, wobei sie den ganzen Hof glänzend bewirtete und unter das Volk Fleischspeisen und europäische Weine verteilen ließ.

Alle, welche die Königin vor ihrer Bekehrung gekannt haben, konnten nicht genug über die Macht der Gnade staunen, welche in kurzer Zeit eine so auffallende, geradezu wunderbare Veränderung an ihr bewirkte, daß man sie kaum mehr wieder erkannte. Als man ihr sagte, Müzziggang sei eine der Hauptursachen der Ausschweifungen des weiblichen Geschlechtes, erbat sie sich vom Statthalter zu Loanda einige Portugiesinnen und nahm sie gegen gute Bezahlung in ihre Dienste, um die Frauen am Hofe im Nähen, Stricken und anderen weiblichen Arbeiten zu unterrichten.

Damit entfachte aber Zingha keineswegs ihrer Vorliebe für das Kriegswesen, sondern hielt vielmehr, als Amazone gekleidet, von Zeit zu Zeit Heerschau, und befahl auch ihrer weiblichen Umgebung, sich fleißig im Pfeilschießen und Wurfspießwerfen zu üben, um im Augenblick der Gefahr die Wehrkraft des Volkes zu erhöhen. Auch liebte sie noch immer Aufwand und Prunk und kleidete sich, obwohl hoch bejährt, mit großer Sorgfalt, wie in ihrer Jugend. Oft trug sie einen leichten, mit Federn gezierten Helm und hüllte sich in die kostbarsten europäischen Tücher und Brokate, oder auch in buntfarbige Stoffe, welche im Lande aus Baumwolle und Pflanzenfasern so kunstvoll gearbeitet waren, daß sie sich dem schönsten europäischen Atlas an die Seite stellen konnten. Gewöhnlich aber bestand ihr Anzug der Landessitte gemäß nur aus zwei Stücken Zeug, von denen das eine von der Hüfte bis zur Erde reichte, das andere aber gleich einem Mantel die Schultern bedeckte und sich vor der Brust kreuzte.

Wenn sie die Huldigung ihrer Untertanen entgegennahm, oder sich eine europäische Gesandtschaft vorstellen ließ, vertauschte sie den Helm mit einer Krone, legte ein Halsband von Gold, Diamanten und Perlen an, sowie nicht minder wertvolle Armpassagen und Fußketten,



Der Kirchhof in Gengtchau.

während sie als Szepter einen mit Samt umwundenen, mit silbernen Glöckchen besetzten Stab in der Hand hielt.

Die Lust an der Jagd, woran sie stets das größte Vergnügen gefunden, verlor sie selbst im hohen Alter nicht; denn sie ging von der Überzeugung aus, daß diese Lebung der Gesundheit überaus zuträglich sei, sowie eine Vorübung für den Krieg. Zu diesem aber müsse

man in einem von Feinden umgebenen Staate stets gerüstet sein. Auch nach ihrer Beklehrung führte sie wiederholt Krieg mit übel gesinnten Nachbarn.

Ihre Umgebung war so zahlreich wie der Hofstaat eines großen europäischen Fürsten; aber nur Würden und Aemter bestimmten Vorrecht und Rang, nie die Geburt. Adel und Herkunft hatte bei ihr nicht den

geringsten Wert, sondern nur das Amt und die persönliche Tüchtigkeit. Zu ihrer besonderen Bedienung hatte sie 300 Frauen; je zehn derselben trennten sich keinen Augenblick von ihrer Person und wurden nach zehn Tagen von einer anderen Gruppe abgelöst.

Zingha speiste, wenn nicht gerade Umwohlsein sie verhinderte, stets öffentlich unter der Vorhalle ihrer Wohnung, wo auch alle Vorstellungen stattfanden. Nachdem man den Fußboden mit einem großen Teppich oder einer Matte bedeckt und darüber ein Tischtuch von europäischer Leinwand oder inländischem Tafergewebe ausbreitet hatte, setzte sie sich auf ein Kissen, nahm, ohne sich eines Messers oder einer Gabel zu bedienen, aus den ausgetragenen irdenen Schüsseln die Fleischstücke und zerriss und verzehrte dieselben.

Als sie bei der Anwesenheit angehender Fremden nach europäischer Art, so stand ein Tisch vor ihr, sie selbst saß auf einem Stuhle oder bei besonders feierlichen Anlässen auf einem Throne. Das Geschirr war aus Gold und Silber, und ein besonderer Hoffstaat bediente sie. Dies geschah aber nur selten, denn sie tat sich nicht gerne Zwang an.

Während ihres gewöhnlichen Mahles sprach sie mit ihren Frauen und den sie umgebenden Beamten und warf ihnen zeitweilig ein Stück Fleisch zu, das diese ehrfurchtsvoll auffingen und sogleich mit Gier verschlangen.

Pater Cavazzi war einmal zugegen, als man ihr mehr als 80 Gerichte auftrug; neben andern sehr feinen Speisen kamen auch kleine Eidechsen, Heuschrecken, Grillen und mit Haut und Haar gebratene Mäuse. Die Königin, deren Aufmerksamkeit nichts entging, bemerkte, daß der Missionär über die sonderbaren Gerichte lächelte und drang deshalb an ihn, auch wacker mitzutun oder wenigstens eines der feinen Mäuschen zu verkosten. Als P. Cavazzi dies dankend ablehnte, meinte sie mitleidig: „Die Europäer wissen gar nicht, was lecker ist.“

So oft sie trank, schlugen alle Anwesenden in die Hände und schnalzten mit den Fingern; einer der ersten Hofbeamten aber berührte mit dem Zeigefinger der rechten Hand die große Zehe ihres linken Fußes, um damit anzudeuten, es sei der Wunsch all ihrer Untertanen, daß ihr Speis und Trank wohlbekomme und sie mit Kraft durchdringe vom Kopfe bis zur Zehe.

Ihr Feldherr Ginga Mona, der Gemahl ihrer Schwester, sammelte zu ihren Füßen liegend sorgfältig die Knochen und Gräten, die sie von sich warf, nagte sie zunächst sorgfältig ab und vercharrte sie dann in der Erde, damit nicht etwa ein Böswilliger sie als Zaubermittel gegen die Königin gebrauchen könnte. Nach der Mahlzeit verteilte sie die Überreste unter ihre Höflinge; denn die Speisen waren stets in solcher Fülle vorhanden, daß sie hinreichten, eine Menge von Leuten zu sättigen.

Nach ihrer Rückkehr zum Christentum zeigte Zingha gegen ihre Untertanen, zumal gegen die Bewohner der Hauptstadt große Milde und besaß auch ihren Beamten, mit Schonung zu verfahren, allein Geiz und angeborene Grausamkeit vereitelten oft ihre gute Absicht, obwohl sie nicht selten jolchen Ungehorsam mit Nachdruck bestrafte. Die Handhabung der Gerechtigkeit lag ihr überhaupt sehr am Herzen und wichtige Fälle mußten ihr stets zur persönlichen Entscheidung vorgelegt werden.

Neuerst strengte verfuhr sie gegen die hartnäckigen Anhänger und Verteidiger der alten heidnischen Gebräuche, und ihre Verordnungen wider den Götzendienst wurden genau durchgeführt. Die gesamte Bevölkerung des Ortes, wo sie sich gerade aufhielt, mußte sich jeden

Abend bei der Vorhalle ihrer Wohnung versammeln, um ihren mütterlichen Segen zu empfangen. Überall sah man das Zeichen des Kreuzes auf den öffentlichen Plätzen, sowie auf den Häusern und den Fahnen des Heeres, und jeder Vorübergehende bezeugte ihm die gehörende Verehrung. Die Trompeten, welche früher nur im Schlachtwühle geschmettert hatten, riefen jetzt die Andächtigen zur Kirche, und die musikalischen Instrumente, nach deren Klang man früher wilde Tänze aufgeführt, dienten fortan zur Begleitung erhebender Kirchengänge.

Im September 1663 erkrankte Zingha. Das Nebel, eine gefährliche Halsentzündung, nahm schnell zu, sodaß sie selbst in der Ahnung ihrer baldigen Auflösung ihren Seelsorger, den P. Cavazzi, der gerade abwesend war, schleunigst herbeirufen ließ. Sie beichtete noch einmal, empfing die letzte Oselung und starb, ein großes Kreuzifix in den Armen, ohne Todeskampf am 17. Dezember. Sie hatte ein Alter von 81 Jahren erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Missionsnachrichten.

Am hochheiligen Fronleichnamsfeste bot Mariannhill wieder all seine Kräfte auf, dem eucharistischen Gottesdienst möglichst würdigen Triumphzug zu bereiten. Am Herz-Jesu-Feste aber war das feierliche Hochamt in der dem hl. Joseph geweihten Missionskirche. Darauf reihte sich eine feierliche Prozeßion mit dem Allerheiligsten, das vom Hochwürdigsten Pater Abt getragen wurde.

Dabei ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Gerade als sich die Prozeßion in der Richtung nach Pinetown zu bewegte, kam ein Automobil in schnellem Lauf herangesauscht. Darin saßen der deutsche Botschafter, ein Pastor aus Kapstadt und der Sohn des Pastors aus Neudeutschland. Als nach der religiösen Feier der Führer dem Herrn Konsul und seinen Begleitern sein lebhaftes Bedauern ausprach, daß an diesem Tage (weil Festtag) die Werkstätten geschlossen seien und daher ein großer Teil des Klosters nicht besichtigt werden könne, erklärten die Herren, sie seien reichlich entschädigt durch die kirchliche Feier, die sich in so würdiger Pracht vor ihren Augen entfaltet hätte. Auch im weiteren Verlaufe des Gesprächs zeigte der Herr Pastor ein reges Interesse für unsere Mission. Er ist ein Deutscher aus Hannover, ein sehr gebildeter Mann und hat ohne Zweifel einen guten Eindruck mit sich nach Hause genommen.

Am Feste der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, der besonderen Schutzpatrone der Mariannhiller Mission, empfingen fünf Postulanten das religiöse Kleid. Dem Berufe nach ist einer von ihnen ein Sattler, einer Buchbinder, die übrigen sind Feldbrüder. Am gleichen Tage machte ein Chorist (Fr. Ludwig) Gelübde auf drei Jahre, während sechs Brüdernovizen solche unserer Konstitutionen gemäß auf fünf Jahre ablegten.

H o h e r B e s u c h. — Der hochwürdigste religiöse Herr Bischof O'Neil von Mauritius beehrte unser Kloster mit einem kurzen Besuch. Er gehört der Benediktiner-Kongregation in England an, ja war sogar der Generalobere derselben, bevor er auf den bischöflichen Stuhl erhoben wurde. Aus Europa kommend traf der Bischof in Begleitung des Chrw. Baters am 30. ult. in Mariannhill ein, und beide mit P. Zellerarius begaben sich in den Schwestern-Konvent, wo für die Gäste ein Lunch bereit stand. Unser hoher Gaste besichtigte hernach die Mädchen Schulen und die Arbeiten der Kinder. Erst gegen Abend kam er in unser Kloster.

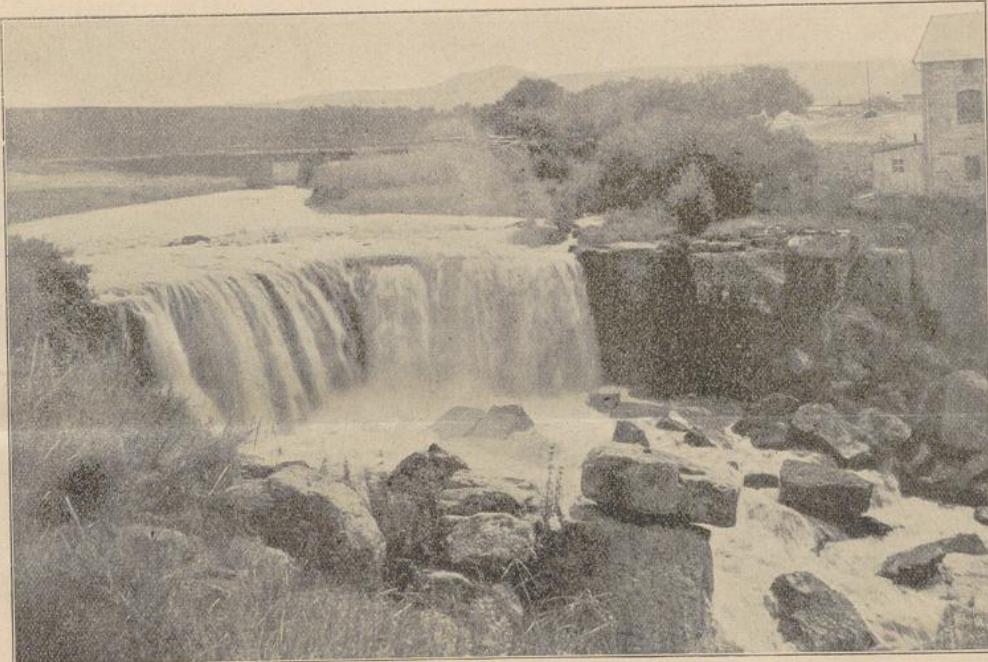
Am nächsten Morgen nach dem Frühstück machte der Bischof mit dem Fremdenführer einen mehrstündigen Rundgang in den regulären Orten und in den Werkstätten. Im Bauamt und im photographischen Atelier verweilte er lange Zeit und konnte das große Werk nicht genug bewundern, das wir mit Gottes Hilfe hier zu stande gebracht.

Er verblieb noch einige Tage in Durban als Guest unseres Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Heinrich Delalle, bevor er seine Weiterreise nach Mauritius antrat. Der Hochwürdigste Herr ist schon 70 Jahre alt und wollte seinen Lebensabend bei seinen Mitbrüdern in der Heimat beschließen, aber die Aerzte haben ihm geraten, nach Mauritius zurückzukehren, da das dortige Klima seiner Gesundheit besser zufasse.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück machte der Bischof mit dem Fremdenführer einen mehrstündigen Rundgang in den regulären Orten und in den Werkstätten. Im Bauamt und im photographischen Atelier verweilte er lange Zeit und konnte das große Werk nicht genug bewundern, das wir mit Gottes Hilfe hier zu stande gebracht.

Es war ein Tag des Segens für unsere Station, es waren Stunden des Glücks kindlicher Herzen, es war ein trautes Familienfest, ein liebender Vater inmitten liebender Kinder. Jeder hatte getan und tat, was er konnte, um den hohen Guest zu ehren, und tat es mit voller Freude des Herzens, und der Hochwürdigste Herr seinerseits zeigte allen gegenüber eine Leutseligkeit und eine so echte Vaterliebe, daß er sich die Herzen wie im Sturme gewann.

Als er bereits am 2. Juni von uns schied, da füllte sich gar manches Auge mit Tränen, ja einige Kinder



Pelela-Wasserfall bei Reichenau.

Hardeberg. — Bei der bischöflichen Visitation konnten wir dem hochwürdigsten Herrn, obwohl von seinem Besuch überrascht, 70 Firminge präsentieren, und am Weißen Sonntag freuten wir uns über unsere 50 Erstkommunikanten.

Mariazell. — Am hl. Pfingstfeste gingen hier 65 Personen verschiedenen Alters und Geschlechtes zur ersten hl. Kommunion. Sie hatten sich alle durch heilige Exerzitien auf die würdige Feier dieses Tages vorbereitet, und die Zeremonie verlief in schönster Ordnung.

Am gleichen Tage führte ich auch die Herz Jesu-Bruderschaft ein. Schon lange hatte ich darauf hingearbeitet, und bis jetzt ließen sich 119 Personen in dieselbe aufnehmen. Möge das heiligste Herz Jesu weiterhelfen!

Detting. — Der Hochwürdigste Herr Bischof kam hier am 31. Mai an, um die reguläre Visite vorzunehmen und das heilige Sakrament der Firmung zu spenden.

Die Feier fand statt am folgenden Tage. Der Zahl der Firminge betrug 37. Eine ziemliche Anzahl sol-

weinten heftig. So lange wir ihm nachblicken konnten, winkte der hohe Herr noch zum Abschied. Die Kinder begleiteten ihn eine Strecke, und die ganze Familie, Brüder, Schwestern und Kinder, schauten so lange nach, bis der Wagen an der Höhe des Klokoziberges angelangt, den Blicken der Zurückgebliebenen entchwand. Der Gedanke, der sich bei solchen Anlässen unwillkürlich im Herzen regt, ist: Ja, es gibt einen Himmel; harren wir also aus, der Himmel, wo man immer und ewig einander liebt, wo man in ungestörtem Frieden und Eintracht lebt, ist es wohl wert.

Möchte noch zum Schluß erwähnen, daß unser alter, guter Br. Hilarion, der schon seine 85 Jahre zählt und sich gegen derartig ungewohnte Dinge arg sträubt, sozusagen gezwungen wurde, mit den anderen am bischöflichen Tische zu speien. Gleichfalls verdient besondere Erwähnung Simon, der kleinste Wicht unserer Schule, zugleich der Jüngste der Firminge, der abends in der Schule ein ganz kleines, englisches Gedicht, von der Lehrerin verfaßt, herfragte, und seine Sache so gut machte, daß er lautem Beifall erntete, und stürmische Heiterkeit erregte. Endlich sage ich besten Dank meinem

lieben Confrater, P. Florian, der bereitwillig gekommen war, um bei der Feier auszuhelfen.

P. Maurus.

Ein Ausflug nach „St. Hugo“.

Von Schw. Amata Wörmer, C. P. S.

Citeaux. — Jüngst machten wir mit unsren Schülern einen Ausflug nach „St. Hugo“ oder Durane, wie es von den hiesigen Kaffern genannt wird. Diese kleine Außenstation liegt auf der Farm eines Engländer und ist etwa fünf Wegstunden von Citeaux entfernt. Wir wollten am gleichen Tage wieder zurückkommen, und da hieß es, schon morgens um 4 Uhr marschbereit dastehen. Die Schwarzen sind sonst keine Freunde vom Frühauftreten, doch an jenem Morgen

ansfangs ein düsteres Gesicht; wir fürchteten schon, es möchte Regen kommen, doch hellte sich später das Wetter wieder auf. So oft wir zu einem Kraale kamen, intonierten unsre Kinder ein frisches, munteres Lied. Neugierig tauchten dann vor jeder Hütte eine Menge schwarzer Gestalten auf, sie sahen uns erstaunt in langer Linie des Weges kommen, fragten nach dem „Woher und Wohin“ und wünschten uns eine glückliche Reise. Unser P. Missionär unterließ es nicht, ihnen auch einige ernste Worte zu sagen und sie zum Besuche der Katechese und des sonntäglichen Gottesdienstes einzuladen. Besonders kräftig redete er beim Kraale eines kaffrischen Häuptlings, auf dessen Gebiete er gerne eine Tageschule errichten möchte. Bisher war die Aussicht hierfür allerdings gering, doch wir geben die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht auf.



Schule in Bluebank bei unserer Missionsstation „St. Joseph“.

brauchte keines unserer Kinder geweckt zu werden; sie waren längst vor der festgesetzten Stunde zum „Ausflug“ bereit.

Frühstück gab's keines, denn zu solch ungewohnter Stunde frühstücken, kennt der Kaffer gar nicht. Dagegen wurden für den Mittagstisch in St. Hugo reingewuschene Tücher mit Maiskörnern gefüllt. Unser P. Missionar machte den Führer und Wegweiser; es war noch dunkel, als wir aufbrachen, und ein schwerer Nebel lag auf allen Hügeln und Tälern. Da hieß es auf den schmalen, mit großen Steinen bedeckten Kaffernupfaden mit Vorsicht marodieren, und trotzdem gab es noch manch' unfreiwilligen Kniefall. Ueberhaupt ist das ganze Gebäude rings um unsre Missionsstation Citeaux überaus steil und unzugänglich, so daß der Reiter genötigt ist, die Hälfte des Weges sein Rößlein am Bügel nachzuziehen. Wir dachten dabei unwillkürlich an die Strapazen des Missionars, der solche Wege Tag für Tag und bei schlechtestem Wetter zu passieren hat. Hatten wir mühsam einen Hügel erstiegen, dann ging es sicherlich auf der anderen Seite ebenso steil in eine tiefe, dunkle Schlucht hinab.

Etwa anderthalb Stunden mochten wir auf dem Wege sein, als es zu tagen begann. Der Himmel machte

Gegen 9 Uhr vormittags kamen wir in „St. Hugo“ an. Unser erster Besuch galt der Missionskapelle. Welch' eine Armut fanden wir hier! Sie ist aus Lehm und Flechtwerk aufgeführt und mit Stroh gedeckt, doch Wind und Wetter drangen durch alle Ritzen und Löcher herein. Dem armeligen Neuzern entsprach das Innere. Da gab's fürwahr nichts Heines, Kunstvolles oder Ueberflüssiges. Der ganze Altarschmuck bestand aus einem einfachen Kreuzifix, zwei hölzernen Leuchtern und zwei Blechbüchsen, die als Blumenvasen dienten. In der Sakristei fand ich eine alte Kiste als Paramentenschränk. — Eine größere Armut ist doch kaum mehr denkbar. Und dennoch gab es etwas recht Schönes und Anziehendes in dem armen Missionskirchlein; ich meine die schwarzen Gläubigen, die von allen Seiten herbeikamen und mit erbaulichster Andacht dem Gottesdienst beinhobten. Zuerst war Predigt, dann heilige Messe, und endlich eine Katechese für die Täuflinge und die Erstkommunikanter. O wie freuten sich darob die guten Leutchen. Sie glaubten, sie hätten heute den reinsten „Festtag“, denn bei der weiten Entfernung von der nächsten Missionsstation und dem Mangel an Priestern ist es sogar an Sonntagen nur ausnahmsweise möglich, dort Gottesdienst zu halten. Freudestrahlend verließen

sie die Kapelle; sie fühlten sich innerlich ganz erquickt und wunderbar gestärkt, denn sie hatten endlich wieder einmal eine heilige Messe gehabt und aus Priesters Mund das Wort Gottes gehört.

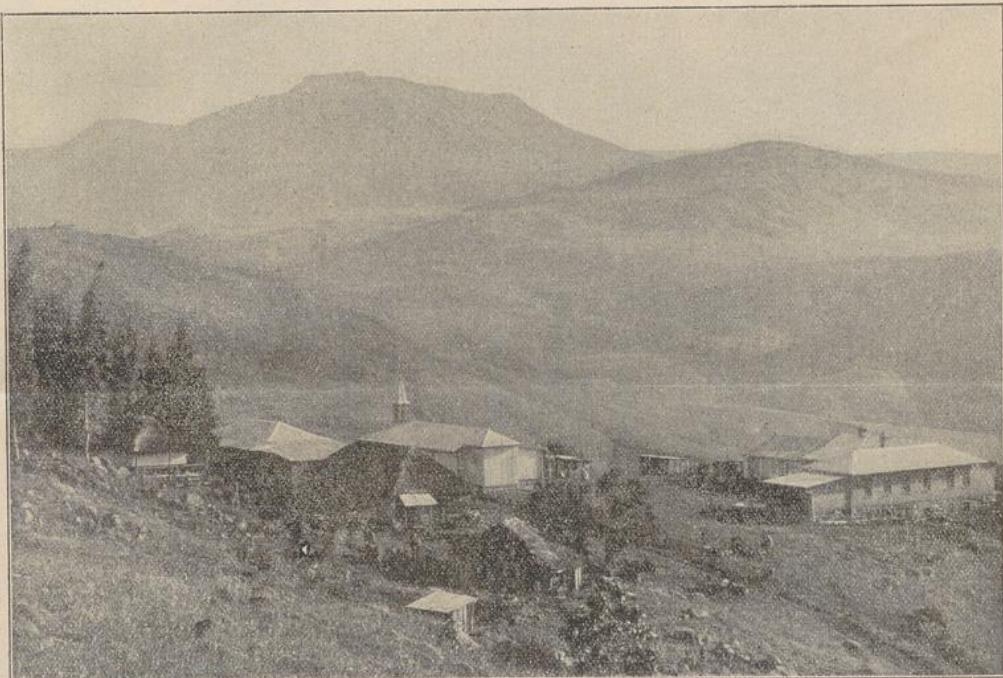
Nun galt es aber auch für die lieblichen Bedürfnisse zu sorgen. Es war ziemlich viel Volk beisammen, denn auch die Schulkinder von Kevelaer waren da und viele schwarze Christen und Katechumenen aus der ganzen weiten Umgebung. Das leckere Mahl, welches aus Bohnen und Kürbisbrei bestand, wurde unter Gottes freiem Himmel eingenommen, dann folgten für die Kinder noch einige muntere Spiele. Doch allzulange durften wir nicht verweilen, denn wir hatten einen weiten Weg nach Hause. Uebrigens machten wir es wie die heiligen drei Könige und kehrten auf einem anderen Wege in die Heimat zurück. Dabei kamen wir an einer

Weihnachtsgabe zu ersfreuen. Allerdings bestände bei der weiten Entfernung wenig Hoffnung, daß wir es noch rechtzeitig erhielten, allein wir könnten die Krippe auch am kommenden Weihnachtsfeste aufstellen, und die Paramente und Kleidungsstücke wären uns nicht minder willkommen, wenn sie statt des Christkindes das „Österhäschchen“ brächte. Für jede, auch die kleinste Gabe, sagen wir zum voraus ein herzliches „Vergelt's Gott!“

Ein taubstummes Kaffernmädchen.

Von Schw. Eng. Iberla, C. P. S.

Ich habe jüngst unsern Lesern von der schönen Volksmission in Czenstochau erzählt und der allgemeinen Freude, welche dieselbe unter unsern schwarzen Christen hervorrief. Ja, die Freude war groß, nur Eine teilte



Unsere Missionsstation Citeaux in Südafrika

protestantischen Schule vorbei, die aber schon geschlossen war. Rings um dieselbe lagen, gleichsam ein trautes Dörfchen bildend, mehrere Kraals und einige nach europäischer Art erbaute Lehmhütten. Muntere Lieder singend, zogen unsere Kinder daran vorbei und wurden nicht wenig von den zahlreichen Insassen angestaut und bewundert. Doch zu längerer Rast war keine Zeit; mutig marschierten unsere Kinder bergauf und bergab, bis wir endlich gegen 8 Uhr abends müde und Ruhe bedürftig wieder in unserm lieben Citeaux anlangten.

Dürfen wir es zum Schlusse wagen, noch eine Bitte für das arme „St. Hugo“ beizufügen. Wie willkommen wären da einige bessere Paramente für die Kapelle, oder einige Kleidungsstücke für die Kinder. Unsern Christen in Citeaux aber könnte man mit nichts eine größere Freude machen, als mit einer Weihna-
chiftskrippe. Ich denke, daß diese Zeilen im Vergleichmeinnicht in der November- oder Dezembernummer veröffentlicht werden, und da pflegt ja alles darauf bedacht zu sein, die lieben Kleinen mit einer

dieselbe nicht: Scholastika, das arme, taubstumme Kaffernmädchen.

Scholastika wohnt seit Jahren bei uns, kann aber, weil taub und stumm, weder beichten noch kommunizieren. Sie hatte auch an der genannten Volksmission nicht teilnehmen können; und wenn sie dabei auch manchmal in die Kirche ging, so verstand sie von den schönen Vorträgen doch kein Wort. Wohl erkannte das arme Mädchen, daß es sich um große Dinge handelte, und daß die Herzen aller Anwesenden reich begnadigt wurden, doch sie selbst sah sich von all dem ausgeschlossen. Begreiflich, daß sich tiefe Schwermut in ihre Seele schlich; sie zog sich zuletzt in eine Ecke des Häuschens von „Nazareth“, worin sie seit Jahren als Schülersing und Dienerin unserer Schwestern Philippine wohnt, zurück und weinte still vor sich hin, denn ihr Gebrechen fiel ihr in diesen Tagen doppelt schwer.

Scholastika ist von Natur reich talentiert und auch religiös beanlagt. Oft sieht man sie mit schön gefalteten Händen in der Kirche knien. Was sie dabei dem lieben

Heiland sagt, weiß ich nicht; jedenfalls klagt sie ihm ihr großes Leid.

Hätte Schwester Philippine ein passendes Buch mit einer kurzen Anleitung zum Unterricht für Taubstumme, so würde sie sich gewiß gerne der Mühe unterziehen, dieses arme Mädchen zu unterrichten. Wer von unsfern Lesern ist geneigt, hier helfend einzugreifen?

**Brave Kinder sind Engeln gleich,
Ihrer ist wahrlich das Himmelreich!**

Bon Schw. Engelberta, C. P. S.

Unter Kindern ist mir wohl, ich weiß kaum, wie ich's sagen soll! Weshalb auch nicht? Gibt es denn

kommenden Christkindlein erzählt, und dabei jedesmal bemerkt, wie sehr sich die Kleinen auf das schöne, hochheilige Weihnachtsfest freuten. Ja, auch die *schwarzen* Kinder kennen und lieben das Jesukind und seine jungfräuliche Mutter.

Eines Tages sah ich vom Fenster unseres kleinen Zimmers aus, wie in der freien Zeit eine Kindergruppe in eifrigem Gespräch beieinander stand und sinnenden Auges zu einem Bildstöckchen aufblickte, in dem sich ein treues Abbild unserer lieben Frau von Kirchenthal befindet. Sie standen eine Weile mit gefalteten Händen davor und sahen sich dann um, wie um sich zu versichern, ob das Feld auch rein sei, und sie es wagen dürften, ihren Plan auszuführen. Als sie niemand sahen, ver-



Im Garten von Mariannhill.

einiges Schöneres, als so ein paar leuchtende, klare Kinderäugen, so rein und frisch wie ein sprudelnder Bergquell, und so offen und wahr wie ein Spiegel?

Ich hab' die Kinder immer recht lieb gehabt; und sie, die Kinder, merken sofort, wer Herz und Liebe für sie hat und erwidern dies mit treuer, umgekünstelter Gegenliebe. Ich habe das schon oft bemerkt, selbst die Kleinsten, welche nach Käfferngebrauch von der Mutter auf dem Rücken getragen werden, strecken mir die runden, schwarzbraunen Nermchen entgegen. Wovon das Herz voll, davon spricht man auch gern, und somit will ich heute den geehrten Lesern und Leserinnen des „Bergkäffmeinnicht“ wieder etwas von meinen lieben Kleinen erzählen.

Es ist, da ich dieses schreibe, November, und ich hatte den Kindern beim Unterrichte schon viel vom

suchte eines der größten von ihnen, die neunjährige Franziska, zu dem Bildstöckchen emporzufliegen, was ihr aber nicht gelang. Sie holte daher flugs ein hohes Bänkchen herbei und stieg hinauf. Jetzt sah ich, wie das gute Kind gar aufdringlich das Bild der heiligen Himmelsmutter küßte. Das Jesukind aber, das Maria auf dem Arme trug, und das ein Täubchen in der Hand hatte, küßte sie dreimal. — Während dessen standen drei andere kleine Mägdlein vor dem Bildstöckchen und begleiteten ihr frommes Tun mit Aug' und Herz.

Doch damit war die Sache noch nicht abgetan. Denn Franziska nahm nun ihr kleines, sieben Monate altes Brüderchen, das sie auf den Rücken gebunden trug, vorsichtig in die Arme und hielt es mühsam hoch empor, damit auch sein kleiner Mund das liebe Jesukind und seine hl. Mutter küssen könne. Mir wurde dabei

erdentlich bange, indem ich verstohlen zusah, denn das Bänklein war hoch, und Franziska stand in großer Gefahr, samt dem Brüderchen im Arm herunterzufallen. Doch Kinder haben einen Schutzenkel und schließlich ging alles gut. Jetzt kamen auch die anderen Mädchen an die Reihe. Zuerst half man der siebenjährigen Euphrosine aufs Bänkchen, dann der um ein Jahr älteren Cephrosine aufs Bänkchen, und jede fügte die Muttergottes einmal, das liebe Jesukind aber dreimal auf den Mund. Die kaum sechsjährige Ludovika wurde zwar auch aufs Bänklein gehoben, allein sie reichte noch immer nicht zum Bilde hinauf und mußte sich daher damit begnügen, dem Jesukind ein Küßhändchen zuzuwenden. Nachdem dies geschehen, gingen sie hochbefriedigt von dannen und spielten mit Steinchen im grünen Rasen.

Die kleinste und jüngste meiner Dorf Schülerinnen ist die noch nicht sechs Jahre alte Domitilla. Das Kind ist ungemein klug und lebhaft und voll treuer Anhänglichkeit an seine Lehrerinnen; sonst aber ist es ein bedauernswertes Geschöpfchen. Den Vater kennt sie gar nicht, und die Mutter nimmt sich des Kindes nicht an, sodaß es Obhut und Pflege bei der Großmutter suchen muß.

Neulich hatte Domitilla ausnahmsweise ein sehr betrübt Gesichtchen aufgesetzt und saß ganz stille und einsam in einem Winkel des Hoses da. Voll Mitleid fragte ich sie, was ihr denn fehle? Da gab sie mir zur Antwort: „Ich bin nicht krank, aber mein inhlizyo ist ubuhlungu (mein Herz ist betrübt). Die andern Kinder dürfen jetzt bald ihre erste hl. Beichte ablegen, ich aber nicht. Man sagt, ich sei noch zu klein und habe keine Sünden.“ — „Wie, hast du schon Sünden?“ fragte ich die Kleine. — „Ja,“ entgegnete sie treuherzig, „ich habe drei große Sünden.“ Sie blickte sich um, ob niemand in der Nähe sei, und begann dann gleich ihre Beichte: „Ich habe einmal ein häßliches Wort gesagt und geschimpft, auch habe ich gelogen und genascht. O wenn ich nur bald sterben könnte! Die Leute sagen immer, es werde nichts Gutes aus mir werden, und die Großmutter sagt es auch. Erst gestern habe ich es wieder sagen hören, und ich hatte doch gar nichts Böses getan. Du hast in der Schule gesagt, brave, unschuldige Kinder kommen, wenn sie sterben, zu den Engeln in den Himmel; d'rum wäre ich froh, wenn ich jetzt schon sterben könnte, bevor ich, wie die Leute sagen, ganz bös werde.“

Ich tröstete natürlich die kleine Domitilla, ermahnte sie zu willigem Gehorsam und fleißigem Gebet und sagte, daß sie ebenfalls beichten dürfe, sobald sie hinreichend unterrichtet sei. Das gab ihr neuen Mut und bald spielte sie wieder vergnügt mit den übrigen Kindern.

„Meine Wege sind nicht eure Wege.“

Vom Hochw. P. Maurus Kalus, R. M. M.

Detting, am 26. Juni 1911. — Komme soeben von einem Krankenbesuch zurück. Mein Weg führte über den Hlokoziberg, an dessen Fuß unsere Missionsstation gelegen ist. Drobene auf der Höhe schaute ich nochmals um nach den hinter mir liegenden Ingeli- und Drakenbergen, deren schnebedeckte Gipfel in weiter Ferne sich zum Himmel erheben. Dann werfe ich einen Blick nach



Die jüngsten Enkel des Kaisers, Erzherzogin Mathilde und Erzherzog Clemens, gratulieren — in der Tracht des Salzammergutes — zum Geburtstage.

vorwärts und erblicke da einen langen blauer Streifen: den Indischen Ozean. Es geht ein starker Wind, und ich sehe trotz der großen Entfernung auf blauem Grund die am Felsenufer sich brechenden, weißglänzenden Wogen. Die Meeresbrandung dringt zwar nicht an mein Ohr, allein ich kann mir lebhaft vorstellen, welch' ein Brauen und Lösen da drüber herrschen mag, wenn schon hier auf dem Hlokoziberg der Wind es fast unmöglich macht, sich einem andern verständlich zu machen. Wie groß, wie schön und prächtig ist doch Gottes Welt!

Das Ganze weckt neue Bilder in der betrachtenden Seele. Die weißen Bergesgipfel dort oben, die trotz Wind und Sturm unbewegt, in ruhiger Majestät zum Himmel weisen, sind sie nicht ein Symbol der Unschuld, des reinen, ruhigen Gewissens? Das tosende, vom

Sturm durchwühlte, nimmer rastende Meer dagegen, ist es nicht ein Bild einer von bösen Leidenschaften hindurchgeworfenen Seele, oder auch des irdischen Lebens überhaupt, daß ja für Gute und Böse der Stürme so manche in sich schließt? Ja, es gibt der Stürme gar viele im menschlichen Leben, aber auch einen Felsengrund, auf den der gläubige Christ sich stützen kann.

Kämpfe und Stürme gibt's auch im Leben eines Missionärs. Ich denke da namentlich an die Schule, die jedem Priester und Missionär ganz besonders am Herzen liegt; ist sie doch in der Regel sein Trost, seine Herzensfreude und seine beste Hoffnung für die Zukunft. Begreiflich daher, daß er alles tut, was nur immer in seinen Kräften steht, um einerseits den Eltern Vertrauen zur Missionschule einzuslözen, und anderseits den Kindern den Aufenthalt daselbst möglichst interessant, nützlich und lehrreich zu machen.

Zuweilen geht alles gut, doch plötzlich, oft ehe man sich's versieht, erhebt sich ein Sturm. So einen Sturm nenne ich z. B. die Erkrankung eines Schulkindes. In der Tagesschule pflegt dies allerdings ziemlich harmlos zu verlaufen; das kalte Kind bleibt einfach zu Hause, damit ist für uns die Sache erledigt. Anders in der Postschule, denn da müssen wir selbst für eine angemessene Pflege des Kindes Sorge tragen. Wohl sind im allgemeinen die Eltern, falls sie nicht allzu weit entfernt wohnen, gerne bereit, ihr kaltes Kind heimzunehmen, ja manche sind darauf ganz verfesselt. Das Kind muß heim um jeden Preis, es muß in ihrer Nähe sein und nach einheimischer Art kuriert werden! Selbstverständlich können wir aber auf so ein Ansinnen nicht immer eingehen. Da könnte schließlich bei jedem Unwohlsein das Kind nach Hause geholt werden und Woche um Woche, ganz ohne Grund, von der Schule wegbleiben. Anderseits ist aber auch der Fall zu erwägen, daß, wenn sich die Krankheit verschlimmert, oder gar mit dem Tode endet, der Kaffer nur allzu sehr geneigt ist, für Krankheit und Tod seines Kindes die Missionschule verantwortlich zu machen. Aus vielen Beispielen nur eines:

Am Donnerstag der vorigen Woche hörte ich, ein Schulmädchen, Franziska mit Namen, sei krank. Ich suchte das Kind auf, fand aber keinerlei Gefahr entdecken. Die Schwestern nehmen übrigens das Mädchen in Pflege, und schon nach einer Stunde ruft man mich, ich möge sofort kommen, Franziska schwäche in Todesgefahr. Dem war wirklich so, und ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als ihr die hl. Sterbesakramente zu spenden.

Unterdessen waren auch schon die Eltern benachrichtigt worden und zur Missionsstation gekommen. Der Vater, ein roher Mensch, wollte das Mädchen um jeden Preis mit nach Hause nehmen. Das war rein unmöglich, doch er wollte das nicht einsehen und ließ kein vernünftiges Wort mit sich reden. Ja, als Schwestern Oberin und die Krankenwärterin das Mädchen nach Kneipp'scher Manier „einpacken“ wollten, um es zum Schwitzen zu bringen, rüttelte er das Kind aus den Decken heraus und verlangte, es solle mit ihm nach Hause gehen. Erst, wie er sieht, daß das Kind infolge seiner unmündigen Behandlung wirklich im Sterben liegt, ruft er die Schwestern zu Hilfe, überläßt ihr das Kind und geht heim. Die Mutter dagegen blieb hier. Das Mädchen wurde von den Schwestern wieder in Pflege genommen, und in kurzer Zeit schien alle Gefahr vorüber zu sein.

Am folgenden Morgen hatte sich der Zustand des Kindes schon bedeutend gebessert, doch war es noch immer recht schwach und bedurfte großer Schonung. Da kommt der Vater wieder und erneuert seinen Befehl:

„Das Mädchen muß nach Hause!“ Ich protestiere dagegen; umsonst. Ich hätte noch eher das todkranke Mädchen transportieren, als mit diesem Menschen ein vernünftiges Wort reden können. Endlich erklärte ich, er möge tun, was er wolle, er habe aber die ganze Verantwortung selbst zu tragen. Schon hatte er ein Pferd herbeiholen lassen und kam nun mit sechs anderen Männern, das Kind mitzunehmen. Doch diese erklärten, es sei unmöglich. Da stand endlich der Vater von seinem Vorhaben ab und trollte allein nach Hause.

Unterdessen hatte sich der Zustand des Kindes, wahrscheinlich infolge der unvernünftigen Handlungsweise des Vaters wieder arg verschlimmert. Jetzt griffen die Schwestern wieder helfend ein, und fast wunderbar schnell erholte sich das kalte Mädchen wieder. Auch am folgenden Tage hielt die Besserung an; das Kind sprach, nahm Speise zu sich und war, wie es schien, außer aller Gefahr. Die Mutter lachte und weinte abwechselnd vor Freude, denn schon drei Kinder hatte sie verloren. Auch der Vater kam wieder; doch war er heute ruhig und zufrieden und gab zu, daß er unrecht getan habe. Ich dankte Gott von ganzem Herzen! Jetzt sahen all die Leute ein, daß man für ihre Kinder Sorge trage, und daß unsere Krankenpflege offenbar bessere Erfolge erzielle, als die ihrige.

Und doch sollte es anders kommen! — „Meine Wege sind nicht eure Wege.“ Am nächsten Morgen sah ich in aller Frühe Schwestern Oberin und Schwestern Krankenwärterin zu mir kommen. Mir ahnt nichts Gutes. „Was gibt es?“ — „Etwas recht Trauriges: Franziska ist diese Nacht ganz unbemerkt (nur die Mutter war bei ihr gewesen) hinweggestorben.“ — Nun, es war jedenfalls so Gottes Wille; doch welchen Lärm wird nun der Vater machen! Wir wollen übrigens ruhig zusehen; Gott, der uns diesen Sturm geschickt, kann ihn auch wieder stillen. —

Der Vater wird benachrichtigt, kommt — und ist wider Erwarten ganz ruhig. So hat Gott tatsächlich den Sturm schon im voraus gestillt. Er macht alles gut; gewiß war es auch für das Kind das Beste, daß er es so frühzeitig zu sich genommen, denn wer weiß, ob es in späteren Jahren auch eines so stillen, sanften Todes, kurz nach Empfang der hl. Sterbesakramente, gestorben wäre. D'rum: „Gottes hl. Wille geschehe an uns überall und allezeit!“ —

Bilder aus dem Missionsleben.

Bon Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Emaus, 7. April 1910. — Seit einigen Jahren ist Südafrika neuerdings mit einer schweren Viehseuche heimgesucht. Man nennt sie das East-coast-fever, weil die Krankheit von der Ostküste her ins Innere eingeführt wurde, oder auch Beekenpest, weil sie durch eine eigentümliche Zecke, die auf den hiesigen Weidegründen in ungezählten Myriaden vorkommt, von einem erkrankten Tiere auf ein anderes, noch gesundes, verschleppt wird. Gelänge es, diese Zecken zu vertilgen, dann würde die genannte Viehseuche sofort von selbst aufhören. Doch das ist ein Feind, gegen den seines massenhaften Auftretens wegen schwer anzukämpfen ist.

Wohl versuchte die Regierung schon alles Mögliche, dem weiteren Fortschreiten der schrecklichen Seuche Einhalt zu tun, doch bisher mit geringem Erfolg. Da wurden schon viele Tausende von Drahtzäunen gezogen, die angestekten Bezirke abgesperrt, alle Ochsenfuhrwerke verboten, eine große Zahl weißer und schwarzer Poli-



Photographieverlag der Photographischen Union in Würzburg.
Ein Begräbnis. Nach einem Gemälde von Walter Hartmann.

zisten an den Grenzgebieten aufgestellt, umsonst, langsam, aber unaufhaltlich nahm die Krankheit ihren Weg von einem Bezirk in den andern, von einer Kolonie in die andere. In Natal häusste die Seuche bisher am schlimmsten, da ist vielfach auf mehrere Stunden im Umkreis kein einziges Kind mehr anzutreffen; auch viele unserer Missionsstationen haben dabei schwere Verluste erlitten.

Hier in der Kapkolonie blieben wir bisher davon verschont; doch in kurzer Zeit werden wir auch hier die Plage haben, denn schon hat sie den Umzimfulu, die Grenze zwischen Natal und der Kapkolonie, überschritten.

Ein deutscher Doktor in Natal, Namens Otto, will zwar ein Serum gegen diese tödliche Krankheit gefunden haben, allein der Erfolg ist noch immer ein sehr zweifelhafter. Die meiste Sicherheit gewährt fleißiges

„Dippen“ des Viehs. Worin besteht das? Da wird eine Grube ausgeworfen, — sie ist in der Regel 45 Fuß lang, 8 Fuß tief, unten 2 und oben 4 Fuß breit — gut ausgemauert und zementiert. Diese Grube wird mit lauwarmem Wasser gefüllt, welchem verschiedene Chemikalien beigemischt wurden. Gewöhnlich nimmt man dazu Arsenite, Schmierseife und Petroleum. Man löst nämlich zunächst $5\frac{1}{2}$ Pfund Seife in 5 Gallonen ($22\frac{1}{2}$ Liter) heißen Wassers auf, mischt nach und nach 2 Gallonen Petroleum bei und schlägt und röhrt die Mischung zu einem milchigen Schaum. Hierauf löst man in einer Gallone heißen Wassers $8\frac{1}{2}$ Pfund Arsenite of soda und fügt später gegen 80 Gallonen kalten Wassers bei. Die letztere Mischung kann im sogenannten Dipping-Tank vor sich gehen; auch wird hier nach und nach die Seifenlösung unter beständigem Umrühren zugegossen, und zuletzt so viel Wasser beigegeben, bis das Tank von 400 Gall. Inhalt voll ist. Durch diese Dipping-Tanks, welche von großen, starken Holzdranen umgeben sind, müssen die Tiere durchschwimmen. Gewöhnlich werden sie dabei auch noch tüchtig getunkt, damit nämlich ja jede Zecke, die ihnen etwa anhaftet, von der giftigen Lösung bespült und dadurch vernichtet werde. Das Ganze bietet, zumal im Anfang, wenn die Tiere an das Dippen noch nicht gewöhnt sind, ein höchst interessantes Schauspiel dar. Zuerst werden die Tiere in die hölzerne weite Umzäunung getrieben. Von hier führt ein schmaler Gang, den immer nur ein einziges Tier passieren kann, zu dem mit 400 Gallonen gefüllten Dipping-Tank, das hier jäh abfällt. Die Tiefe des Wasserstandes beträgt, wie oben angegeben, 8 Fuß. Auf der entgegengesetzten Seite aber führen etwa 16 bis 18 Stufen aus dem Tank heraus, so daß die Tiere, wenn sie daselbst der ganzen Länge nach durchschwommen haben, bequem heraussteigen können.

Natürlich scheuen anfangs die Tiere das Wasser und wollen nicht hinein. Am eigeninnigsten und störrigsten zeigen sich die Ochsen, die das erste- und zweitemal nur mit vieler Mühe unter beständigem Zerren, Schlagen und Stoßen in die Grube gebracht werden können. Um sie leichter hineinzubringen, bildet der obere Teil des Tanks gegen den schmalen Eingang zu, welchen das Tier passiert, einen Winkel von etwa 45 Grad, und um die Fläche möglichst glatt und rutschig zu machen, wird sie mit einem großen Stück Eisenblech belegt, so daß das Tier, wenn es einmal mit den Vorfüßen hier zu stehen kommt, keinen Halt mehr findet und von selbst in die mit Wasser gefüllte Grube hineinfällt. Die Kühe gehen verhältnismäßig leicht hinein; die willigsten aber sind die Kälber. Die springen mit herhaftem Sprung ins Wasser, nur fahren sie in der Grube leicht um, und wollen an derselben Seite wieder heraus schwimmen, von der sie gekommen sind, was ihnen aber unmöglich ist. Deshalb müssen immer zwei Männer mit langen Haken parat stehen, um sie glücklich durchzuleiten. Nicht selten springen diese jungen Tiere, ähnlich wie die Schafe, rasch einander nach, so daß oft ein halbes Dutzend zugleich im Tank schwimmt, und die Eingangsbarriere für eine Weile geschlossen werden muß.

Auf der Ausgangsseite des Dipping-Tanks ist eine zweite Barriere. Hier sammeln sich die gedippten Tiere und bleiben einige Minuten stehen, bis das Wasser von ihnen abgelaufen ist, welches wieder in das Tank zurückfließt. Dann werden die Tiere wieder auf die Weide getrieben. Diese Prozedur wird, je nach den Umständen, zweimal bis dreimal im Monat vorgenommen. Gar zu oft darf man es nicht tun, denn die beigefügten Chemikalien sind giftig und könnten den Tieren auch schaden. Manchmal werden auch Pferde und Maulesel gedippt.



Schenk' mir ein Kleidchen!

denn auch sie können die Zecken, die sich oft massenhaft an ihnen festsetzen, weiter verschleppen. Hunde dagegen dürfen nicht gedippt werden. Diese lecken sich nachher ab und verenden von dem genossenen Gift.

Dieses „Dippen“ hat entschieden viele Vorteile. Selbst wenn die Zecken nicht die Träger des Krankheitsstoffes wären, was sie doch erwiesenommen sind, so ist es doch schon an sich für die Zug- und Weidetiere eine unschätzbare Wohltat, wenn sie fleißig von den lästigen Zecken gereinigt werden. Denn diese setzen sich zu vielen Hunderten an ihnen fest, zumal an den Augen, den Ohren und an gewissen Weichtieren, und saugen ihnen unbarmherzig das Blut aus. Während eine gewöhnliche Zecke nicht viel größer ist, als der Kopf einer großen

Stechnadel, schwollt sie, wenn sie sich an dem gequälten Tiere vollgesogen hat, bis zur Größe einer kleinen Hafelnuß an. Werden aber die Herden gedippt, so fallen die anhaftenden Zecken am dritten Tage ab und verenden.

Die Anlage solcher Dipping-Tanks ist allerdings mit bedeutenden Auslagen verbunden; allein sie lohnt sich doch der Mühe. Viele unserer Stationen sind mit solchen Tanks versehen, und in Lourdes wurden vor einiger Zeit auch die Viehherden der Kaffern gedippt.

Hoffentlich bleiben unsere in der Kapkolonie gelegenen Missionsstationen von dieser schrecklichen Seuche frei. Wie energisch die englische Regierung dagegen vorzugehen pflegt, mag folgender Fall erhärten:

Amfangs April 1. J. erscholl die Kunde, die Zeckenpest habe den Umzinkulu überschritten. Am 4. gen. Monats wurden sodann von den Polizisten, welche seit Monaten ausschärfste die Grenze bewacht hatten, 305 Stück Vieh erschossen. Gewiß waren die wenigsten davon angeleckt, vielleicht nicht ein einziger, allein die Regierung ging so radikal vor, um die entfernteren Teile des Distriktes vor der Seuche zu schützen. Die Eigentümer des getöteten Viehes erhielten nur eine geringe Entschädigungssumme ausbezahlt.

Dieser Vorfall steht übrigens keineswegs vereinzelt da; im Gegenteil, auch in Natal ist die Regierung in vielen Bezirken ganz ähnlich vorgegangen.

Die Krankheit zieht sich meist durch die Täler und Niederungen der manni sachen Wasserläufe entlang, wird aber vielfach auch auf die höher gelegenen Weideplätze verschleppt. Möge uns der liebe Gott vor dieser schweren Heimsuchung bewahren!

Gerettet in letzter Stunde.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörrner, R. M. M.

St. Michael. — Am Slutankungu-Berge, etwa 5—6 engl. Meilen von „St. Michael“ entfernt, lebte eine Kaffernfrau Namens Batata Ngwanjaneni. Sie war in ihren jungen Tagen eine „Isangoma“ (Wahrsagerin) gewesen, und insofern war die Aussicht, daß sie sich dem Christentum zuwende, nicht groß. Denn das Leben und Wirken einer Isangoma riech stark nach unerträglichen Kräften. Was sie in ihrem Amte alles geleistet, wie viele sie betrogen und vom Guten abwendig gemacht hat, weiß Gott allein.

Batata wurde alt und krank. Nun hatte sie Zeit, über die Vergangenheit nachzudenken. In ihrer Nähe lebten verschiedene Christen, Kinder sowohl wie Erwachsene, und diese sprachen zuweilen mit ihr über Gott, über Himmel und Hölle und die lange, unendlich lange Ewigkeit. Diese Reden, sowie der Gedanke an den nahen Tod stimmten sie ernst. Eines Tages schickte sie einen Boten hierher nach „St. Michael“, und ließ mir sagen, ich möchte kommen, um sie zu tauften.

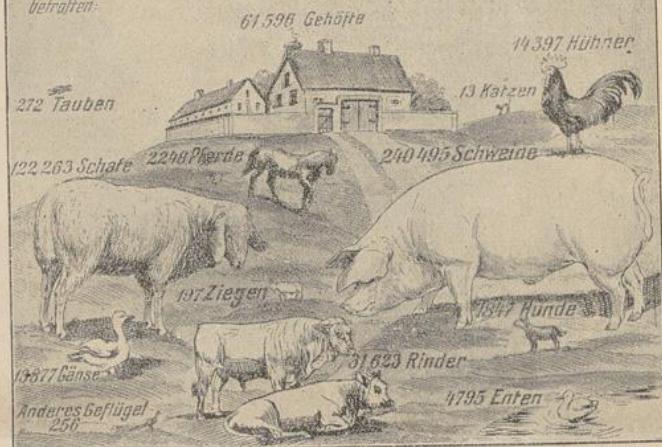
Der Ruf von solcher Seite kam mir unerwartet. Ich ersuchte daher unsere Lehrerin, Schwester Anakleta, sie möchte einmal hingehen und nachsehen, wie die Sache stände. Die Schwester geht und kommt nach wenigen Stunden mit der Nachricht zurück: „Ich habe Batata getauft; sie heißt nun „Maria Kosma“. Ich glaube mit der Taufe nicht länger warten zu dürfen, denn ich

habe sie schon sehr schwach und dem Tode nahe.“ — Das war am 9. Mai 1909.

Schwester Anakleta erzählte weiter, Batata habe sie unablässig und dringend um die heilige Taufe gebeten, weil sie ihr Ende nahe fühlte. Wiederholte versicherte die ehemalige Wahrsagerin, sie bereue und verabscheue ihr ganzes früheres Leben, sie wolle glauben und alles tun, was der christliche Glaube verlangt, . . . nur um das Eine bitte sie, gleich getauft zu werden.

Die Verbreitung von Viehseuchen in Deutschland:

Es wurden im letzten Berichtsjahre von Viehseuchen (Maul- und Klauenseuche, Rauschbrand, Lungenseuche, Räude, Rots (Wurm) der Pferde, Blasenausschlag, Tollwut, Rattau der Schweine, Schweinenseuche (Schweinepest) und Pestilenz (Pusten)) betroffen:



Die Schwester gab sich nun alle Mühe, sie im Notwendigsten zu unterrichten, betete ihr Alte des Glaubens, der Neue usw. vor, und da die Gefahr immer drohender zu werden schien, und die Kranke ihre Bitte immer dringender wiederholte, tauft sie dieselbe zuletzt auf den Namen Maria Kosma.

Kurz nach dem Taufalte verlor das Weib das Bewußtsein und lag steif und regungslos da. In diesem Zustand verblieb sie fast beständig bis zu ihrem Tode, der am 19. Mai 1909 erfolgte. Sie mag bei ihrem Hinscheiden ungefähr 55—60 Jahre alt gewesen sein. Möge ihre Seele einen gnädigen Richter gefunden haben! R. I. P.

Ich möchte hier noch bemerken, daß wir am Slutankungu-Berge von einem Farmer, der am letzten Pfingstfeste konvertierte, ein Stück Land (8 Acres) zum Baue einer Schule und Kapelle erhielten. Das Plätzchen liegt hart an der Grenze einer stark bevölkerten Eingeborenen-Reserve, und wäre somit ein hoffnungsvolles Missionsfeld. Wer von unsfern geehrten Lesern und Leserinnen will ein Scherlein beisteuern zum Baue dieser Schule und Kapelle? Wir haben den Platz der „Immaculata“ geweiht.

* * *

Auf unserem Missionsgebiete „St. Michael“ war eine zweite „Isangoma“ wohnhaft, Namens Nhlobo Ndizi. Der Kraal, in dem sie hauste, stand nicht im besten Huße. Die Frau stand schon in den siebziger Jahren und wollte noch immer nicht ganz von ihrem unsauberen Treiben lassen, obwohl sie zeitweilig zur Kirche und zum christlichen Unterrichte kam.

Im letzten Jahre wurde sie bedenklich frank. Auf ernstliches Zureden seitens ihrer christlichen Verwandten ließ sie mich rufen und bat um die heilige Taufe. „Mütterchen“, sagte ich zu ihr, „so schnell und leicht geht die Sache nicht. Vor allem mußt du fleißig

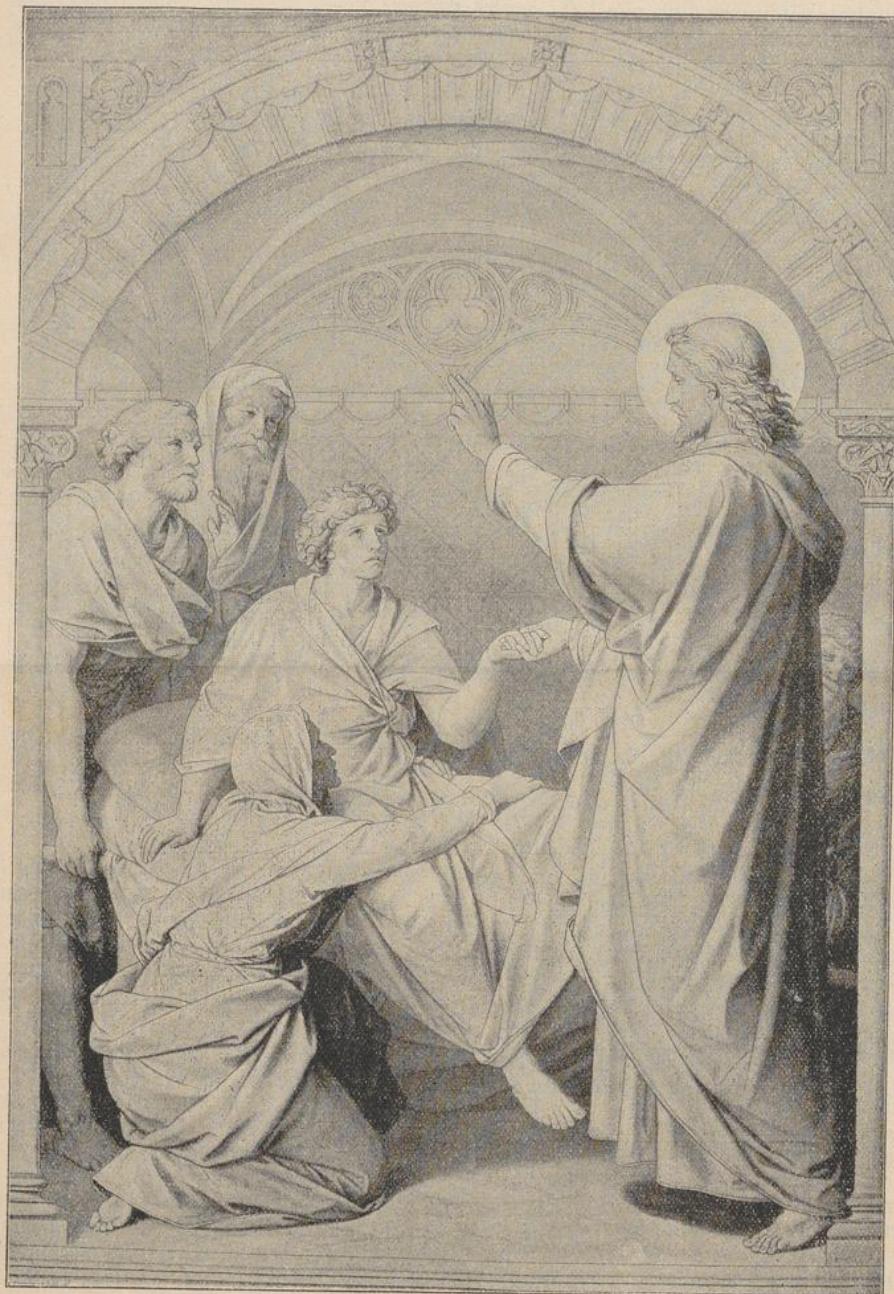
gezählt. So vergingen mehrere Wochen. Mehrmals wurde ich zu ihr gerufen, weil es hieß, sie liege am Sterben; ich aber konnte nie eine wirkliche Gefahr finden und tröstete sie mit der heiligen Taufe. Sie sollte nur ruhig weiter lernen, fleißig beten und zeigen, daß es ihr in der versprochenen Lebensbesserung ernst sei.

Am 14. Mai 1909 wurde ich wieder gerufen; diesmal erkannte ich eine wirkliche Gefahr und taufte sie. Mit welcher Kraft und Energie beantwortete doch diese alte Wahrheit die Fragen des Rituale: „Widerstагt du dem Teufel? — Und allen seinen Werken? — Und aller seiner Hoffnungen? Sie begnügte sich nicht mit dem einfachen Sache: „Ich widerstагt,“ sondern fügte aus innerstem Herzensgrunde bei: Nichis, gar nichts mehr will ich mit dem Bösen zu tun haben! Ich will einzig und allein Gott angehören! Ihm will ich dienen, ich will in den Himmel kommen! Dann erweckte sie Ruh und Leid, Glaube, Hoffnung und Liebe usw. . .

Ich taufte sie auf den Namen „Maria Bonifatia“. Nun war sie überglücklich und dankte Gott ohne Unterlaß für die große Gnade, die ihr zu teil geworden! Sie lebte noch bis zum 8. Juni 1909, an welchem Tage sie ruhig und sanft entschlief. Möge sie nun beim Herrn sich freuen und im Himmel oben Fürbitte einlegen für ihre noch heidnischen Landsleute! —

Im erwähnten Kraale befindet sich noch ein Mädchen von etwa 8 bis 9 Jahren, Namens Maria. Das arme Kind verlor vor mehreren Jahren infolge eines

heftigen Schreckens die Sprache und hat sie bis heute nicht wieder gefunden. Man glaubte damals, es sterbe und erteilte ihm daher die heilige Taufe. Wer betet für dieses arme Kind und seine Eltern, Geschwister und Verwandte ein Ave Maria, damit ihnen der liebe Gott gebe, was ihnen zum Heile gereicht?



Auferweckung des Jünglings zu Naim. Von C. G. Pfannschmidt.

lernen, mußt beten und guten, ernsten Willen zeigen . . . Dann werden wir schon sehen, was zu machen ist.

Sie war's zufrieden und bekam nun öfters zu Hause, in der eigenen Hütte, christlichen Unterricht, bald von mir, bald von andern. Sie aber bat immer wieder und wieder um die heilige Taufe, denn ihre Tage seien



Schulkinder überqueren den (Kurant) Fluß.

Gott allein die Ehre! Sein Name werde groß unter allen Völkern!

In der Sprache der Schwarzen.

Im Advente am Sonntag, dem letzten, der Priester in der Kirche er sagte die Worte jene, die im Buche

stehen geschrieben: „Bereitet die Wege dem Herrn, macht gerade die Pfade die seinen!“ Die Leute von Kibo aber nicht haben verstanden die Weise, auf welche, und sie machten sich auf, herzurichten die Wege in den Gärten und Feldern den ihren; denn sie dachten, Gott selbst oder sonst ein König, ein großer, kommen werd’

er zu ihnen. Auch Knaben und Mädchen, die jungen, kommen hieher in die Kirche, die wir gebaut aus Lehnm, und brachten Wasser und Besen, zu waschen alles ganz schön und würdig zu schmücken zum Feste. — Wir aber wunderten uns sehr über diese Leute von Kibo, daß sie erfaßt hatten nicht gut die Worte die in der Kirche der Priester gesprochen und die da stehen im Buche, dem großen.



Klara und Luzia danken ihrer Patin und beten für sie.

Aepfekuren.

So sehr die Dichter den Apfel besungen haben, so wenig wird sein Wert als Nahrungs- und diätetisches Mittel leider bis heutigen Tages erkannt. Der Apfel enthält in leicht verdaulicher Form reiche Mengen von Phosphorsäure neben seinem Zuckergehalt. Köstlich sind ferner seine aromatischen erfrischenden Fruchtsäuren. Sein Genuss regt Leber- und Nierentätigkeit an, desinfiziert die Mundhöhle, verbessert die Blutbildung, weil er die Verdauungsbeschwerden verhüttet. Wer darum an den Nachwehen festlicher Mähler leidet, beginne eine Aepfekur, indem er täglich vor jeder Mahlzeit einen bis zwei gute, saftige Aepfel isst und entsprechend weniger von anderen Speisen. Am klügsten handelt jedoch, wer diese Kur zur ständigen Gewohnheit in seiner Famille werden läßt. Unmöglich! Wer soll das bezahlen können? hören wir rufen. Bei den teuren Obstvreisen? Ja, wenn ein Aepfel 5-8 kostet, so wird am Stammtisch räsonniert, aber seelenruhig wird im selben Atem eine neue Zigarre angefeuchtet und ein weiteres Glas Bier bestellt. Oder es wird aus der Apotheke ein teures Auführ- und Verdauungsmittel, werden Kraftpulver und Pillen mit schwerem Gelde bezahlt. Da zucht kein Medizingläubiger mit der Wimper und keiner bedenkt, daß er für das unnütz an Genussmittel und Medizinen verschwendete Geld mehr von den edelsten Aepfeln kaufen könnte, als er zu verbrauchen vermag. Wer also klug

ist, wähle die Aepfekur. Sie spart ihm Schmerzen und Geld.

Wachholderöl. Dasselbe wird aus den Samenkörnern der Beeren hergestellt und ist in der Apotheke zu haben. Das ätherische Wachholderöl (Oleum Juniperi), tropfenweise auf Zucker oder in Wein genommen, ist vortrefflich gegen Gelbsucht und Gallensteine, gegen Zipperlein, Verstopfung der Nieren und Blasen, gegen gichtisch-rheumatische Uebel, wenn diese nicht schon sehr alt geworden sind, auch bei Harnverhaltung, Wasserjucht usw. Ebenso dient dieses Öl äußerlich zu Einreibungen bei Lähmungen, Gicht, Rheumatismus. Einiges ätherisches Öl auf Watte ins Ohr gesteckt, befreit oft schnell rheumatisches Zahnschmerz und Migräne. Mit ätherischem Wachholderöl getränktes, weiches Papier, Fließ- oder Löcherpapier, um die Füße geschlagen und darüber die Strümpfe gezogen, erwärmt schnell die kältesten Füße und befreit durch das Zuströmen des Blutes zu den Füßen die durch Blutandrang oft veranlaßten Kopfschmerzen, die Migräne (einseitigen Kopfschmerz), Schwindel, Ohnmachten, Uebelsein usw.

Notre Dame de la garde.

Hoch vom Fels, in Sturm und Wind
Wacht die Mutter mit dem Kind:
Notre Dame de la garde!

Schiffer, die ihr frohgemut
Euch vertraut der blauen Flut,
Schiffer, die ihr Einfahrt sucht,
Weges müd', — in sich're Bucht,
Schiffer, die zum Port ihr eilt,
Wenn der Sturm die Woge teilt,
Gläubig beuget euer Knie
Vor der Himmelsmagd Marie:

Ueber'n Hafen, — freundlich-lind,
Wacht die Mutter mit dem Kind:
Notre Dame de la garde!



Die Wallfahrtskirche Notre Dame de la garde, hoch oberhalb des Hafens von Marseille, ausgeschmückt mit hunderten von Dankopfern, hauptsächlich von Seelenten, und überragt von einer riesigen vergoldeten Madonnenstatue.

St. Josephsgärtchen.

Ein ernstes Wiedersehen.

Heute dich vor jeder Feindschaft. Hast du einmal einen Zwist mit deinem Nächsten gehabt — bei der menschlichen Schwäche kann ja das leicht vorkommen — so säum' nicht, dich wieder zu versöhnen. Denke an das Wort der Schrift: „Lasse die Sonne nicht untergehen über deinem Zorne“. Im Anfange wirst du über das Böse noch leicht Herr, ein alter Haß dagegen ist äußerst schwer aus dem Herzen zu schaffen. Dies zeigt dir auch folgende Geschichte:

Zwischen zwei leiblichen Schwestern hatte von Jugend auf eine gewisse Spannung und Abneigung geherrscht. Das Uebel wuchs, als die jüngere, Maria mit Namen, früher einen Mann bekam; denn das konnte Rosalia, die ältere in ihrem Stolze nicht ertragen; außerdem war Maria im Testamente der sterbenden Mutter reicher bedacht als sie.

Ein Jahr darauf heiratete Rosalia auch, und zwar einen Bauer, der ganz in der Nähe Mariens seinen Hof hatte. Dieser Bauer und Mariens Gatte hatten vor Jahren über ein Stück Wiese miteinander gestritten, doch war später zwischen beiden ein gütlicher Vergleich zustande gekommen. Kaum aber war Rosalia im Haus, so fachte für den Streit von neuem an. Die Folge war, daß zuletzt Mariens Gatte durch richterlichen Spruch der alleinige Herr der Wiese wurde. Von der Zeit an brach Rosalia allen Umgang mit ihrer Schwester ab, und alle Versuche, sie zu versöhnen, scheiterten an ihrem trocken, unzugänglichen Gemüt.

Da erkrankte Maria schwer. Sehnüchsig wünschte sie auf dem Sterbebette, sich mit der Schwester auszusöhnen; doch Rosalia konnte durch keine Bitten und Vorstellungen bewogen werden, die kalte Schwester zu besuchen. Die Betrobnis darob beschleunigte Mariens Tod. Sterbend rief sie aus: „Sie muß mich sehen! Sie muß mich doch sehen!“

Weil das Haus, in dem sie starb, von der Pfarrkirche weit entfernt war, wurde die Leiche zum Begräbnis gefahren. Man wählte einen schön geschmückten, mit zwei jungen, mutigen Pferden bespannten Trauerwagen. Allein die Pferde wurden scheu, gingen durch, warfen den Knecht ab und eilten wie rasend den Berg hinunter, gerade auf Rosalias Hof zu. Dort stürzten sie durch das offene Tor in den Hofraum und warfen den Wagen um, sodaß der Sarg mit aller Wucht auf den Boden fiel. Der schlecht verwahrte Deckel sprang auf, und die Leiche rollte aus dem Sarge!

Auf den Lärm und das Gepolter hin, welchen der schreckliche Vorfall mache, stürzte Rosalie, welche sich in ihrem unverjährlichen Haß sogar vom Leichenbegängnisse ferngehalten hatte, aus dem Hause und sieht nun ihre Schwester Maria kalt und starr im weißen Totenkleide vor sich liegen!

Das war mehr, als sie ertragen konnte. Ihre Augen öffnen sich weit, sie streckt entsezt die Hände aus und bricht dann ohnmächtig zusammen. Drei Tage darauf war auch sie eine Leiche.

Und im Jenseits? Gab es da wohl auch ein Wiedersehen zwischen Maria und Rosalia, und wie mag das ausgefallen sein? — Sag mir, mein lieber Leser und geehrte Leserin, wolltest du auch so sterben, wie diese

Rosalia? Nicht? So sei wachsam und hüte dich, gegen irgend jemand eine Feindschaft im Herzen zu tragen.

Verehrung des hl. Joseph durch die Heiligen der Kirche.

Die hl. Theresia von Jesu.

Als die hl. Theresia ihr erstes Kloster von der Observanz gründen wollte, gelang es ihr mit vieler Mühe, ein kleines Haus zu kaufen. Dasselbe sollte nun zu einem kleinen Klosterchen eingerichtet werden; aber sie hatte kein Geld mehr, und wußte nicht, wie sie es anfangen und womit sie die Arbeitsleute bezahlen sollte. „In dieser Not“, so erzählt sie selbst, „erschien mir der hl. Joseph, der mein wahrer Vater und Herr ist, und versicherte mich, es würde mir nicht an Geld fehlen, ich sollte nur die Arbeiter dingen! Ich tat so, obwohl ich keinen Heller hatte, und der Herr versah mich mit Geld, so daß die, welche davon hörten, sich plötzlich darüber verwunderten.“

Während der Zeit, da das Kloster eingerichtet wurde, besuchte sie am Feiern Marias Himmelfahrt die Kirche des hl. Dominikus. „Während ich nun über die vielen Sünden meines ganzen Lebens nachdachte“, erzählt sie, „da überfiel mich eine tiefe Verzückung. In diesem Zustande schien es mir, als würde ich mit einem überaus weißen, glänzenden Kleide angetan. Anfangs sah ich nicht, wer mich damit bekleidete, dann aber erkannte ich zur Rechten unsre liebe Frau und zur Linken meinen heiligen Vater Joseph, die mich bekleideten. Dann kam es mir vor, als nähme mich die liebe Frau bei der Hand und sage, es sei ihr sehr angenehm, daß ich dem glorwürdigen heiligen Joseph diene, und ich solle ein festes Vertrauen haben, daß mein Vorhaben wegen der Gründung eines neuen Klosters zustande käme.“

Das Kloster wurde in der Tat gegründet, und Theresia stellte es sogleich unter den besonderen Schutz des hl. Joseph. Vor die Pforte derselben, sowie vor die Pforte aller Klöster, die sie stiftete, stellte sie das Bild der heiligen Familie, wie sie auf der Flucht nach Ägypten begriffen ist, und ließ darunter schreiben: „Wir führen hiniended zwar ein armes Leben, werden aber dennoch viel Gutes erhalten, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes tun.“ Tob. 4, 23.

Selbst nach ihrem Tode noch war die hl. Theresia dafür besorgt, daß die Klöster ihres Ordens den Namen des hl. Joseph bekämen. Der Orden der unbeschuhten Karmeliter blieb den Grundsäthen seiner heiligen Stifterin treu und hegte stets eine besondere Verehrung zum hl. Joseph. Mehr als 150 Karmeliterkirchen wurden im Laufe der Zeit unter seiner Anrufung geweiht.

Allerseelen.

Das Requiem und Libera für die guten, armen Seelen war vorüber. Das Volk verließ die Kirche, nur eine hochgewachsene, vornehm gekleidete Frau weilte noch im stillen Gebete in derselben. Endlich erhob auch sie sich und schritt langsam und ernst dem Friedhofe zu. Hier machte sie vor einem kleinen Grabeshügel Halt. Ach das kleine, mit sinnigem Blumenschmucke verzierte

Grab umschloß all ihr Glück, ihren kostbarsten Schatz: den teuren Liebling, den ihr der grausame Tod geraubt.

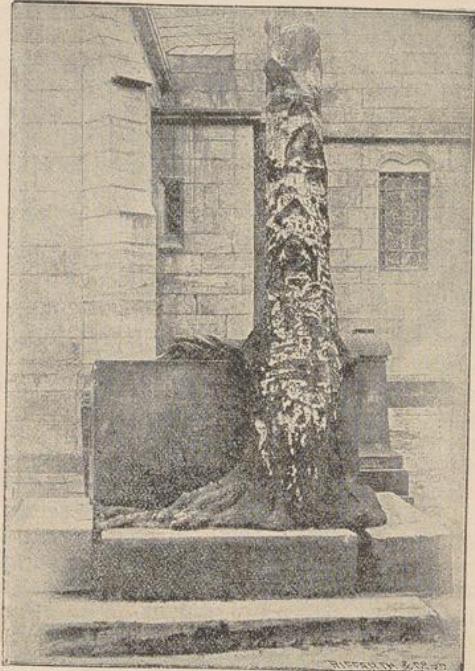
Ganz gebrochen von Kummer und Schmerz sinkt die arme Mutter nieder auf das grüne Efeugewinde und die weißen Rosen, welche in überreicher Fülle den Grabeshügel bedecken. Ach, was hilft ihr der Schmuck, was die vielen duftenden Rosen? „Mein Liebling“, so jammert sie, „du schläfst hier in seligem Frieden, und ich, deine Mutter, bin so einsam und verlassen, so mutterseelen alleine!“

Lange betet und klagt und weint sie so bei dem Grabe, bis sie endlich, ganz erschöpft von Tränen und Schmerz, in tiefen Schlaf versinkt. Sie träumt; träumt so wunderbar und süß. Es ist ihr, als höre sie die Stimme ihres Lieblings, welche ruft: „Ach Mütterchen, weine nicht mehr! Durch deine Tränen wird mir mein Kleidchen gar so schwer! Siehe, meine Genossen, die Seelchen der übrigen Kleinen, die mit mir der Todesengel einst holte, spielen so munter im Paradies, ich dagegen vermag kaum zu gehen in meinem schweren tränendurchnässten Kleide. Drum, Mütterlein, bitte, weine nicht mehr!“

So träumt der Frau, und wie sie erwacht, geht sie vom Grabe fort tränenlos. Sie weint nicht mehr, sie will die Freuden ihres Lieblings im Paradiese nicht stören, doch ihr Herz fühlt sich einsamer und verlassener denn je, ihr Angesicht fällt ein, und ihre Wangen bedeckt Totenblässe. Die arme Mutter verzehrt sich selbst in diesem, namenlosem Leid.

So geht mit bleierinem Schritt ein ganzes Jahr dahin. Wieder ist „Allerjeelen“ gekommen. Die Natur hat sich heuer schon in das Wintergewand gehüllt, es ist bitter kalt, und die gute Mutter, die wieder am Grabe ihres geliebten Kindes kniet, schauert und friert in kaltem Fieberfroste. Sie achtet es nicht, nur ein Gedanke besetzt all' ihr Sinnen und Trachten: bald, möglichst bald bei ihrem Liebling zu sein. „Was soll ich noch auf Erden?“ so jammert sie. „Hole mich ab, mein Kind, hole mich ab! Ich will bei dir im Paradiese sein!“ Immer inniger werden ihre Bitten, ihre Augen sind ge-

schlossen, da sinkt sie vorüber auf ihres Kindes Grab zu langem, langem Schlaf. — — Es ist ihr, als höre sie eine fröhliche Kinderstimme rufen: „Mütterlein,



Das geöffnete Grab zu Hannover.

Dieses Grab umschließt die Hölle eines Verstorbenen, der laut Inschrift auf dem Stein gewünscht hat, daß daselbe nie geöffnet werden solle. Die Natur hat aber diesen Wunsch durch Zufall entgegengeschoben und der Baum, der auf dem Grabe gewachsen ist, hat die Steine auseinander geprängt und den oberen Stein in die Höhe gehoben.

Mütterlein, komm zu mir! Du sollst nicht länger so traurig sein. Auf Erden ist's so kalt und leer. Auf, liebe Mutter, schwing' dich auf zu mir; wir wollen zusammen Gott loben und preisen im Paradies!

„Ja, mein Kind, ich komme schon. Sei mir Führer und Helfer bei Gottes Thron!“

* * *

Es nahmen Schritte. Auf beschneitem Grabeshügel findet man eine tote Frau. „Ein Herzschlag muß sie getroffen haben,“ sagen die Leute, „sie trauerte so viel um ihr verstorbenes Kind.“ So sprachen sie und gingen dann wieder ihren Geschäften nach.

Zwei Tage später ruhte die Mutter neben ihrem Kind. Sie weiß nichts mehr von Kummer und Erdenleid, sondern preist mit ihrem Liebling die Erbarmungen des Herrn in alle Ewigkeit.



Der Samariterhund „Nelson“, der einem Waisenstift durch seine Sammlungen alljährlich circa 3000 Mark einbringt. Diese Sammeltiere mit ihren auf dem Rücken aufgeklebten Büchlein, die durch entsprechende Aufschriften zur Wohltätigkeit einladen, findet man vielfach auf der englischen Insel Wight.

Macht des Gebetes zu Gunsten der armen Seelen im Fegefeuer.

Eines Tages kniete der Pater Conrad von Ossida im Gebete verunken am Altare, als ihm plötzlich ein verstorbener Bruder erschien. Der Unglüdliche beklagte sich bitter über die schrecklichen Leiden, welche er im Fegefeuer zu erdulden hätte, und er beschwor den heiligen Ordensmann für ihn und seine Seele zu beten.

Sofort begann dieser mit aller Andacht das Vater unser zu beten und flügte bei: O Herr gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm! Als er fertig war, sprach der Verstorbene:

„O Pater, wenn Sie wüßten, welchen Trost dies kurze Gebet meiner Seele erwirkt hat, so würde Ihre Nächstenliebe Sie gewiß veranlassen, daß selbe noch einmal für mich zu beten.“

Kaum hatte der Pater zum zweiten Male dem Verlangen des Verstorbenen entsprochen, als er dieselbe Stimme etwas weniger traurig, aber doch noch flehend, vernahm: „O Pater, beten Sie noch einmal das schöne Gebet, das so viel Macht auf das Herz Gottes hat, und mir so viel Erleichterung verschafft in meinen Leiden.“

Und der gute Mönch sprach dasselbe Gebet zum dritten, zum vierten, zum fünften Male und wurde nicht müde, es zu wiederholen. Je länger er so fortführte, um so mehr schwand vom Gesichte des Verstorbenen die Traurigkeit, um so mehr hellte sich die aschgraue Farbe seines Kleides zum blendenden Weiß auf.

Endlich nachdem er das Gebet wohl zum hundertsten Male wiederholt hatte, sah der Pater, wie die Erscheinung im Freudengland himmelwärts schwebte unter Lob- und Dankgesängen.

Von Köln nach Mariannhill.

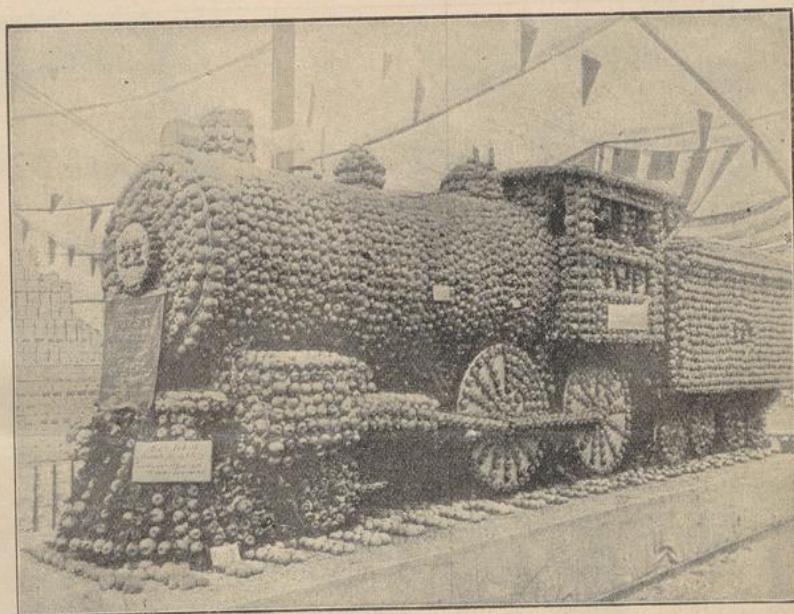
Von Br. Claudius Kowalewski, R. M. M.

Dienstag, den 7. März 1911, war wieder ein Postkartenzug im schönen Köln versammelt. Er bestand aus 9 Personen, denen sich Schreiber dieser Zeilen als zehnter zugesellte. Der Nationalität nach waren wir 3 Bayern, 2 Polen, 1 Rheinländer, Schweizer, Würtemberger und ein Amerikaner. Das gemeinsame Reiseziel war Mariannhill in Südafrika.

Uns „Mariannhillern“ schlossen sich 24 Kandidatinnen des Dominikanerinnen-Ordens an; 22 derselben wollten nach King Williamstown in der Kapkolonie, zweit nach Salisbury in Rhodesia. An ihrer Spitze stand die ehrwürdige Mutter Dominika. Sie nahmen ihre Wohnung in einem Hotel, während wir selbst bei unserer Missionsvertretung, Brandenburgerstraße Nr. 8, die denkbar freundlichste Aufnahme fanden. Der Hochw. P. Notker, unser Missionsprokurator, der zum Zweck unserer Beförderung auch in Köln anwesend war, sowie Bruder Agathon Wimmer taten alles mögliche,

um uns die letzten Stunden, die wir auf deutschem Boden zubringen sollten, recht angenehm zu machen.

Mittwoch, den 8. März, wohnten wir im hohen Dome zwei heiligen Messen bei und gingen dabei vollzählig zum Tische des Herrn. Das Brot der Engel sollte uns stärken für die weite Reise, und die liebe Mutter Gottes, an deren Altar die heilige Messe gelesen wurde, sollte unsere milde Führerin und Schutzpatronin sein. Im Laufe des Tages besahen wir uns die vielen Merkwürdigkeiten Kölns, seine herrlichen Kirchen, Brücken, Gärten usw. und stärkten uns gegen Sonnenuntergang durch ein kräftiges Abendessen, wobei es manch' heitere Ansprache auf die drohende Seebrücke gab. Der tüchtige Esser, versicherte uns P. Prokurator, habe am meisten Aussicht, von ihr



Eine Lokomotive aus Äpfeln.

In Los Angeles, dem Mittelpunkt des kalifornischen Obsthandels, findet alljährlich eine Ausstellung von Früchten statt, auf der stets einige Preise für gutes Arrangement des Obstes verteilt werden. Auf der in der letzten Woche stattgefundenen Ausstellung trug die in unserem Bilde gezeigte Lokomotive den ersten Preis davon.

gänzlich verschont zu bleiben. Mancher glaubte es aufs Wort, und griff daher kräftig zu.

Einige Dutzend Postkarten übermittelten die letzten Grüße an die geliebten Freunde und Angehörigen in der Heimat. Dann nahmen wir Abschied von unsern gütigen Gastgebern, und standen um 1/27 Uhr abends mit Sac und Pack voll guten Mutes und das Herz voll der schönsten Hoffnungen auf dem Hauptbahnhofe in Köln. Kurz darauf pustet schon das gewaltige Dampfrohr heran; für uns Klosterleute ist ein Extrawagen reserviert; wir steigen ein, und in Windeseile geht es über Cleve und Rotterdam dem Hafen „Hock van Holland“ zu.

Wir machen es uns bequem; der eine zieht den Rosenkranz, der andere die „Nachfolge Christi“ hervor, ein dritter überläßt sich stiller Betrachtung und eilt in Gedanken schnell hinüber über das weite Meer zu den Schwarzen, an deren Befahrung er fünfzig arbeiten soll, andere dagegen lachen und scherzen und machen die glücklichsten Gesichter von der Welt. So vergeht die Zeit

gar schnell, und ehe wir uns versehen, sind wir schon in der Hafenstadt Hoek van Holland. Es mochte etwa Mitternacht sein, als unser Schnellzug in den dortigen Bahnhof einlief. Hart nebenan ist der Ein- und Ausgangsplatz, der Dampfer, der uns aufnehmen soll, steht schon bereit. In der Dunkelheit erkenne ich weder Flagge noch Namen, doch war es jedenfalls ein englisches Schiff, das uns innerhalb der nächsten sechs Stunden über den Kanal nach Harwich brachte. Wir sind müde, gehen rasch zu Bett und erwachen am nächsten Morgen, ohne daß auch nur ein einziger die Seefrauheit bekommen hätte. Welch' ein Jubel! Denn in der Regel ist die erste Fahrt in diesem Punkte die schlimmste.

Von Harwich aus bringt uns ein zweiter Schnellzug

lag, der uns nach Südafrika bringen sollte. Bei schönem Wetter mag dies eine herrliche Fahrt sein; heute aber war es, zumal für uns, die wir auf dem Bock saßen und bald bis auf die Haut naß wurden, weniger gemütlich. Doch den guten Hungor ließen wir uns dadurch nicht nehmen. Wir wollten in die afrikanische Mission, und da warteten auf uns jedenfalls noch ganz andere Opfer, als so ein Sprühregen. Am meisten fällt dem Neuling in dieser Weltstadt der ungeheure Verkehr auf. Da schiebt und drängt sich wie auf einem Jahrmarkt eine viertausendköpfige Menge durch die Straßen, und durch all diesen Wirrwarr fahren eine Menge Wagen und Equipagen, Autos, Lohnkutscher, Omnibusse, oder bloß mit einem Esel oder Hund bespannte Karren hindurch,



Der Walfischjäger auf der Heimkehr.

in 1½ Stunden nach London. Alle meine Mitreisenden, die heute zum erstenmale nach London kamen, versprachen sich Wunderdinge von dieser Riesenstadt, doch ein dichter, naßkalter Nebel benahm uns fast jegliche Aussicht, und die Straßen sahen bei solchem Wetter recht unsäuberlich her. Das ist auf der ganzen Welt so; bei Regenwetter verliert sogar das vielgepriesene Napoli drei Viertel von seinem Reize.

Wir nahmen ein bescheidenes Frühstück und mieteten dann ein paar Omnibusse. Im oberen Stockwerk verluden wir all' unser Gepäck, die Kandidatinnen nahmen im eigentlichen Wagen Platz, wir „Männer“ aber saßen neben dem Kutscher auf dem Bock; und nun ging es bald im Trab, bald im Galopp, bald durch diese Straße, bald durch jene über eine Stunde lang durch London hindurch bis zum Hafen, wo unser Dampfer „Avondale Castle“

und es bleibt das reinste Rätsel, daß in diesem Babel nicht täglich und ständig eine Menge Unglücksfälle vorkommen. Die Einheimischen aber gehen und fahren mit einer Sicherheit dahin, als wäre gar nichts dabei, und verstehe ich dieser Trubel und dieses Geschiebe von selbst. Eine Kunst bleibt es immer, hier fahren zu können.

Wir sind am Hafen und steigen die Landungstreppe hinauf zu unserem Schiff. Hier wundert man sich über unsere frühe Ankunft, alles ist noch mit Einladen beschäftigt, und demnach in den Kajütten zur Bergung der Passagiere nichts hergerichtet. Da blieb uns nichts anderes übrig, als aus der Not eine Tugend zu machen und geduldig zu warten. Erst nach dem Mittagessen führte uns der Obersteward in die Abteilung hinunter, die inzwischen für uns hergerichtet worden war. Sie bestand aus einem Speisesaal mit vier langen Tischen und

7 Kajütten. Von letzteren erhielten die Kandidatinnen fünf, wir zwei. Die Kajüteneinrichtung ist bekannt: ein kleines Waschstischchen, eine Art Sofa und je nach der Größe zwei oder vier Betten, die übereinander angebracht sind. Stuhl oder Tisch gibt es nicht, wohl aber den einen oder anderen Schrank für Kleider und sonstige Effeten, die man stets zur Hand haben möchte. Das Ganze ist proper, solid und fest. Es dauerte nicht lange, so hatten wir uns alle in dieser schwimmenden Wohnung häuslich niedergelassen und fühlten uns bald heimisch. Wir waren hier unter uns, unbehelligt von der übrigen Schiffsgesellschaft, die in buntem Gemisch aus allen



Zu Fuß von Hamburg nach Newyork.

möglichen Ständen, Völkern und Ländern hier zusammengekommen war.

Auf Deck aber ging es noch den ganzen Tag bis zum späten Abend sehr lebhaft zu, da erschollen Kommandorufe an allen Enden und Ecken, und wurde mit sieberhafter Eile gepackt und geladen, denn die Absfahrtzeit war schon auf eine Frist von wenigen Stunden nahegerückt.

Endlich — es war Freitag, der 10. März, morgens 8 Uhr — war alles fertig. Die Dampfpfeife eröndt, die Ankter werden gelichtet, die mächtige eiserne Schraube setzt sich in Bewegung, und unser Koloß wird von zwei kleinen Schleppdampfern aus der Londoner Bucht herausbugsiert, bis er selbst die nötige Bewegungskraft gewinnt und in majestätischer Ruhe über die endlose Wasserfläche dahinsäuft. Es geht stets der Küste entlang, Southampton zu, das wir am nächsten Tage, etwa 10 Uhr vormittags, erreichen. Das Panorama, das sich unsern Augen darbot, war vielfach überaus schön. Hier kam eine starke Festung zum Vorschein, dort eine stolze Burg; es wechselten freundliche Villen mit Dörfern und

Städten. Einen überaus ernsten Kontrast dazu bildete das erst vor kurzem zuvor gestrandete Segelschiff „Preußen“, der größte unter allen Seglern der Gegenwart. Ohnmächtig erweist sich den Elementen gegenüber das Werk von Menschenhand; es ist, als ob da eine höhere Macht eingriffe, der sich alles Menschliche beugen müßt.

In Southampton kam noch eine Menge Passagiere ans Land. Hier sowohl wie in London mußte sich jeder eine ärztliche Untersuchung gefallen lassen, ob er an keiner ansteckenden Krankheit leide. Augen und Haare wurden besonders genau untersucht, namentlich bei den J u d e n. Diese wurden von den übrigen Reisenden abgesondert, und ihren Kindern, einerlei, ob Knaben oder Mädchen, schor man kurzer Hand glatt die Haare ab. (Fortsetzung folgt.)

Zu Fuß von Hamburg nach Newyork.

(Siehe nebenstehendes Bild.)

So mancher unserer Leser wird die Überschrift mit nicht geringem Kopfschütteln gelesen haben und so mancher wird die Sache für einen verspäteten Aprilscherz halten. Dennoch, so komisch es klingt, hat ein Zeitgenosse, der bekannte österreichische Weltreisende Anton Hanslian, die abenteuerliche Tour bereits angetreten. Hanslian, der bekanntlich seine Frau und Kind in sieben Jahren im Kinderwagen um die Welt schob und 49 800 Kilometer zurücklegte, kam jetzt aus England und wird mit seiner 14jährigen Tochter zu Fuß von Hamburg nach Newyork gehen, ohne das Schiff zu benutzen. Er nimmt unterwegs Photographien für illustrierte Zeitungen und Kinetographen auf, wodurch er seinen Lebensunterhalt deckt. Er ist noch so manchem in Erinnerung, da er vor neun Jahren unsere Gegend berührte. Er ist am 21. Juni von Hamburg abmarschiert und geht über Stettin, Danzig, Königsberg und quer durch Russland, Sibirien, über das Eis der Beringstraße, Alaska und Kanada nach Newyork. Seine Ankunft erfolgt dort Mitte des Jahres 1914.

Die Heilkraft der Traube.

Die wohlgeschmeckende, saftige Weintraube erfreut sich mit Recht großer Beliebtheit, bietet sie doch außer dem Vorzuge, ein angenehmes Genüßmittel zu sein, auch nicht zu unterschätzende Wirkungen zur Hebung der Gesundheit. Da sie einen starken Zuckergehalt besitzt, hat sie als Nahrungsstoff hohen Wert; noch mehr aber helfen die mineralischen Salze zum Aufbau des Körpers; denn durch die Arbeit der Verdauung werden fortwährend Salze verbraucht, die durch die Weintraube leicht wieder zu ersetzen sind und namentlich auf die Nervenspannungs Kraft heilsam einwirken. Ärzte empfehlen deshalb häufig gegen allerhand nervöse Störungen, wie sie meistens von einer unrichtigen Mischung der Säfte herrühren, eine sogenannte Traubenkur. Sie ist sehr einfach und besteht in der Hauptzähre in einem mehrere Wochen fortgesetzten reichlichen Genuss von Weintrauben, wogegen sich niemand sträuben wird. Zu vermeiden hat man während dieser Zeit nur fette und mehlige Speisen, welche die Wirkung beeinträchtigen würden. Auch bei Blutarmut und Bleichsucht tut eine ähnliche Kur gute Dienste. Außer den Zucker- und Salzteilen enthält nämlich die Traube noch Kali, Phosphor, Natron und Kalk, alles Stoffe, die in natürlicher Zusammensetzung, wie sie diese Obstart bietet, von großem Vorteil für

alle mit solchen Schwächezuständen verbundenen Störungen sind. Ebenso übt sie gegen Gicht und Hypochondrie, die meistens nur eine Folge jener ist, in größerer Menge genossen, ihre Heilkraft aus. Aber selbst dann, wenn man sich einer dauernden Gesundheit rühmen darf, soll man sich der wohltrügenden Wirkung der Weintraube nicht entziehen. Daß sie erfrischt und den Durst besser löscht, als alle alkoholartigen Getränke, hat wohl jeder an der eigenen Person erfahren, wenn ihm an heißen Tagen die süße Frucht Erquickung gebracht hat.

„Halte Maß in allen Dingen!“ Alles Maßlose ist ungut, weil unnatürlich und häufig auch unrecht. Eine übermäßige Freude kann leicht in Überviel ausarten, eine ungezügelte Trauer führt zur Verzweiflung und Bitterkeit.

Mariannhiller Missionskalender 1912.

Unser diesjähriger Kalender ist überaus reich an interessanten Berichten aus dem afrikanischen Missionsleben und sonstigen lehrreichen Erzählungen. Wir erwähnen davon nur „Kaffirsche Heiratsgezeuge“, „Die Schwiegermutter unter den Julius“, „Gereitet in höchster Not“, „Der kleine Zeitungsträger“, „Ein unerhörtes Kunstwerk“, „Herstellung des Geldes“.

Dem reichen Inhalt entspricht der Bilderschmuck. Außer einem prächtigen Farbenbild enthält er über 80 bildliche Darstellungen, teils aus dem Missionsleben, teils aus verschiedenen Gebieten menschlichen Schaffens und Wissens, darunter 20 Vollbilder.

Da unser Kalender von jeher ein Hauptmittel war, die Mariannhiller Mission in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, so stellen wir an die geehrten Leser und Leserinnen des Vergißmeinnicht die ergebene Bitte, nach Kräften zu dessen Verbreitung beizutragen. Gottes reichsten Segen all denen, die sich der guten Sache annehmen!

Der Kalender ist von den im Vergißmeinnicht angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pf., für Österreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Briefkasten.

Von Lesern der Arnstberger „Sonntagsblumen“ durch Hochw. Hrn. Pfr. in Hellefeld 95 M. für 4 Heidentinder: Cäcilie, Frz. Josef, Helene, Josef.

K. P. B. Betrag erhalten.

Südlohn. Antoniusbrot als Dank erhalten.

K. N. Brief erhalten.

Antoniusbrot

für Afrila teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

St. German, Schöß, Art. Bürigen, Dettingen, Percha, Tauberbischofsheim, München, Oberwiesenacker, Aufhausen, Thurnstein, Schonach, Bad Dürkheim, Landshut, Kneihau, Mergentheim, Kiedrich, Lette, Cleve, Bonn, Schleiden, Schwege, Rheydt, Grafenhausen, Dödheim, Gerlachshain, Diepoltkirchen, Gödingen, Würzburg, Engelberg, Thüngersheim, Stuttgart, Hüfingen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Gränischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H., Würzburg.

Danksagungen

Etendorf, Ramingstein. Tausendfältigen Dank dem hl. Joseph, der mir in einem wichtigen Anliegen geholfen! Würzburg: Dank dem hl. Antonius und dem hl. Herzen Jesu. Sindeldorf: Dank dem hl. Joseph und Antonius, Grafenhausen. München: Dem hl. Frz. Xaver und hl. Vinzenz von Paul für Erhörung in großem Seelenanliegen. Für wesentliche Besserung des an einem Bein gelähmten Enkels; von Lourdes zurückgebracht, kann es jetzt der Mästine entbehren, die Beweglichkeit des Beinchens nimmt gottlob stetig zu.

Gebets-Empfehlungen

in verschiedenen Ansiedlungen gingen ein aus: Engelberg, Grekenbach, Wildhaus, Schwyz, Schöß, Zürich, Luzern, Nidenbach, Günsberg, Attinghausen, Wegenstetten, Wohlen, Zürich 2mal, Büsswil, Muri, Sarnen, Sempach, Adorf, Rebikon, Olten, Theilheim, Mendorf, Kleinenbriach, Belmde, Paderborn, Weiske, Lette, Weisweiler, Cleve, Birkenhof, Elz, Bonn, Oberhausen, Breslau, Westerhaußen, Niedenbürg, Schönwald, Postau, Acholshausen (besonderes Anliegen), Blaichach, Niederviebach (Geschäftsveränderung), Niederlauterbach, Schwarzenbach, Diepoltkirchen, Beuthen. Ein verirrter Sohn. Hollmühle, Karlshorst, Eckertshofen, Grüningen: Um gute Sterbezeit. Ordnung schwieriger Verhältnisse. Kranker Priester. Eine Kaufmannsfrau empfiehlt ihr schwach talentiertes Töchterlein der besonderen Fürbitte des hl. Antonius. Mehrere Ansiedlungen, teils leiblicher, teils geistiger Art.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mehrbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Cäcilie Wettstein, Fissisbach. Theophil Clemens, Binn, Joseph Zöllig, Steinebrunn. Kaspar Meier, Schneisingen. Lorenz Noti, Eisten. Frau N. N., Kleinriedersdorf. Ludwig Haberling, Rauenthal. Agnes Werner, Brünn. Leopoldine Parsch, Böbs. Maria Jax, Linz. Kaspar Stridner, Binn. Magdalena Fährelechner und Anton Huber, Amstetten. M. Elvira Himsl, Linz. Josef Weiß, Kirchberg, Monj. Michael Hinterer, Linz. Juliana Eberl, St. Rupprecht a. Raab. Anna Stadler, Mooskirchen. Mater Modesta, Klagenfurt. Maria Klingbühl, Maria Bader, Elisabeth Schäffer und Helene Brugger, Murau. Josef Entschweiger, Wörtschach. Auguste Haring, Eggenberg-Graz. Josefine Maschel, Ptau. Hochw. Msgr. Fr. X. Konrader, Innsbruck. Hochw. Dechant Walter, Wolfsegg. Hochw. Ferdinand Walch, Gauenstein. Herr Steinleitner, Gundendorf. Mathias Stoßer, Lebing. Josef Klinger, Sexten. Theresia Tropper, Straden. Maria Rehler, Zeltbach. Maria Magd., Friesach. Jakob Innerbicher, St. Joh. Ahn. Klara Engel, St. Florian. Josef Gruber, Pfr. Göllersdorf. Antonia Bohrer, Klagenfurt. Paula Pauli, Maria Dötermiz. Hochwürd Weihbischof Dr. Heinrich Marx, Breslau. Witwe Herr. Gengenbach. Johann Bolt, Tauberbischofsheim. Maria Srgl, Landau a. Kiar. Vittoria Löhle, Reisensburg. Johann Schrott, Wutachdorf. Josef Pflieger, Blankenstein. Philomena und Franz Alois Moegel, Mönichberg. Kath. Hefner und Marg. Rösch, Gödingen. Erw. St. Damascena, Pforzheim. Josef Körter, Oedwaldhausen. Michael Schäfer und Kunigunda Eger, Pördorf. Leopoldine Kleiser, Johann Höfler, Andreas und Barb. Laub, Ballina Siegeler und Anna Dorothea Brand, Wässertal. Ostal. Beien, Stadtpoeten. Anna Weigl, Fahndorf. Karolina Klich und Katharina Böls, Motten. Maria Körstädter, Untergriesbach. Johann Gerngross, Heuberg. Anna Steagel, Heistenhofen. Josef Weirhöfer, Forst. Johannes, Theresia und Andreas Walter und August Kühne, Lippach. Anna Feil, Elwangen. Hubert Förster, Hauert. Hubert Klefus, Heimersheim. Theresia Löben, Kendenich. Christine Schmitz, Wied Nied. Wm. Ver. Hesselmann, Röhl. Josef Wittekind, Aachen. Adelheid Wimmer, Brand. Hochw. Theodor Trappe, Gevelinghausen. Johann Jansen, Mayen. Elisabeth Michel, Elz. Johann Angenendt, Winnenden. Gertrud Agnes Berniers, geb. Hoffmanns, Sevelen. Maria Bockhorst, Bartmannsholte. Anna Kist, Weingarten. Johann Faller, Langenbrach. Georg Stoll, Polling. Valentin Ranz und Leonie Limacher, Mälhäusen. Maria Werner, Würzburg. Franz Paul Punzmann, Maria Susanna Fuchs, Geiselsbach. Ludwig Schieß, Pegne. Hochw. Bernh. Gamber, Weißelberg. Pfarrer Josef Grafer, Amberg. Pfarrer Bauer, Altdorf. Anna Kaiser, München. Kilian Geier, Lichtenfels. Frau Wilz, Grönenbach. Katharina Nebert, Beiertheim. Frau Major Höderlein, Würzburg. Anna Schimmele, Breslau. Alice Theresia Hatche, Feiziorli. Anton Graß, Elßhorn, Wis. John P. Bösl, Collegenwile, Münn.